

tiroler LANDESZEITUNG



Österreichische Post AG / Postentgelt bar bezahlt RM 04A035550 VPA 6020 Innsbruck

Land Tirol/Christian Forcher

100 JAHRE ERSTER WELTKRIEG



tirol
Unser Land

Ursachen, Anlass, Hintergründe

Wie es zum Ersten Weltkrieg kam, wer ihn begonnen hat und ob er zu verhindern gewesen wäre; wer die Kaiserjäger waren und worin sie sich von den Kaiser-schützen unterscheiden.

An den Fronten und in der Heimat

Von den Kämpfen in Galizien, warum Italien Österreich den Krieg erklärte und Tirol zum Kriegsgebiet wurde, und wie Hunger und Not zu Hause immer bedrückender wurden.

Folgen, Auswirkungen, Gedenken

Wie der Krieg zu Ende ging, warum die Teilung des Landes nicht verhindert werden konnte, und welche Spuren der Erste Weltkrieg im Kleinen und im Großen hinterlassen hat.

Liebe Leserinnen und Leser!



Foto: Land Tirol/Oss

Wie Schlafwandler seien die europäischen Regierungen vor 100 Jahren in den Ersten Weltkrieg getaumelt, schrieb der Historiker Christopher Clark – und eröffnete damit vor zwei Jahren eine weltweite und bis heute nicht abgeschlossene Diskussion über Ursachen, Charakter und Folgen dieser Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts. Eingebunden in ein dichtes Netz von Militärbündnissen, verwoben in mannigfachen wirtschaftlichen Abhängigkeiten, aber entzweit durch machtpolitische Gegensätze und nationalistische Rivalitäten hatten die Großmächte den Kontinent mit einem gigantischen Waffenarsenal aufgerüstet und zu einem Pulverfass gemacht. Als dann am 28. Juni 1914 ein Jugendlicher im Auftrag einer serbischen Untergrundorganisation den österreichischen Thronfolger und seine Frau ermordete, brannte die Lunte in dieses Fass – und wir wissen, dass sich niemand fand, sie auszutreten. Die am 28. Juli folgende Kriegserklärung Österreich-Ungarns an das schon lange verhasste Königreich Serbien löste, wie alle anderen Kriegserklärungen der nächsten Tage, auf den Straßen vieler Städte Europas großen Jubel aus, wie ein kollektiver Rausch muss das gewesen sein. Die nationalen Feindbilder und die kulturellen Überlegenheitsgefühle waren bereits in der politischen Propaganda der Jahre zuvor entstanden, der Hass war geschürt. Und nun, im August 1914, fielen nicht nur die Massen auf den Straßen, sondern auch die Eliten der Völker, unter ihnen nicht wenige Intellektuelle und Künstler, in einen Taumel der Begeisterung, fantasierten von neuem Heldentum und Tapferkeit, forderten die Vernichtung aller Feinde und die Befreiung von allem Bösen – und auch die Vertreter der Kirchen beeilten sich, den Krieg für heilig und gerecht zu erklären.

Dass unter den in Europa Regierenden im Juli 1914 niemand bereit war, die Entfesselung des Krieges zu stoppen, hat viele Gründe. Niemand freilich wusste damals, was mit diesem modernen Krieg und seinen technischen Möglichkeiten der Massenvernichtung tatsächlich auf Europa und die Welt zukam: Es war ein für die Zeitgenossen ganz unvorstellbarer Exzess, eine irrwitzige Eskalation der Gewalt gegen Soldaten und Zivilisten und ein Inferno, in dem alle Werte der Menschlichkeit, der Religionen und des Rechtsstaates verbrannten. In diesem Krieg gingen schließlich nicht nur die alten Monarchien Europas unter, sondern auch das historische Kronland Tirol.

Der Historiker Michael Forcher, der diese Sonderausgabe der Tiroler Landeszeitung in bewährter Weise redigiert hat, nennt den Ersten Weltkrieg eines der schlimmsten Kapitel der Tiroler Geschichte. Und er meint damit nicht die Teilung Tirols als politische Folge dieses Krieges, sondern das Kriegsgeschehen selbst: jenes an der Front und jenes in der Heimat, die von der Abwesenheit, vom Tod und von den Verwundungen der Männer, von Frauen- und Kinderarbeit in der Kriegswirtschaft, von der Willkür der militärischen Verwaltung und Justiz, von Vertreibungen, Hunger und Not geplagt war. Lange Jahre war der Blick auf den Ersten Weltkrieg in Tirol vom Bild des scheinbar so heldenhaft geführten Verteidigungskriegs im Gebirge verstellt und vom Schmerz um die Teilung des Landes getrübt. Die jüngeren Forschungen aber, von denen in dieser Zeitung berichtet wird, zeigen ein anderes, wohl realistischeres Bild.

Und so gedenken wir heute, 100 Jahre nach Ausbruch dieses Ersten Weltkriegs, der Vernichtung unzählbarer Menschenleben, der Zerstörung ganzer Landstriche, Dörfer und Städte, der Bilder ungezügelter Gewalt und Grausamkeit, des Hungers und des Leids der Zivilbevölkerung, all der zerstörten Hoffnungen, all der ungeborenen Enkel.

Den Opfern dieses Krieges schulden wir dieses Gedenken. Denn vor 100 Jahren konnte sich noch niemand ausmalen, was mit einem modernen Krieg auf die Menschen zukam. Heute wissen wir es. Dieses Wissen aber sollte uns stärken im Bemühen um den Abbau von Feindbildern und den Aufbau von Vertrauen, um die Überwindung von Grenzen und die Sicherung des Friedens in Europa.

Eine spannende und anregende Lektüre wünschen

Günther Platter
Landeshauptmann

Beate Palfrader
Landesrätin für Bildung und Kultur



IMPRESSUM Informationsmagazin der Tiroler Landesregierung / Auflage: 278.000 Stück

HERAUSGEBER: Land Tirol. Abteilung Öffentlichkeitsarbeit, Landhaus 1, 6020 Innsbruck, Tel.: 0043-(0)512/508-2242,

E-Mail: landeszeitung@tirol.gv.at. REDAKTION dieser Sondernummer: Dr. Michael Forcher. Das Copyright der einzelnen Beiträge liegt bei den AutorInnen. GRAFIK UND LAYOUT:

Sophie Frenzel, Ines Weiland, eco.nova corporate publishing, Innsbruck. DRUCK: Intergraphik GmbH. OFFENLEGUNG GEMÄSS § 25 MEDIENGESETZ: Medieninhaber: Land Tirol.

Erklärung über die grundlegende Richtung: Information der BürgerInnen über die Arbeit der Landesregierung, der Landesverwaltung und des Landtags.

Inhalt

Ein Krieg sollte die Monarchie retten	Seite <u>4</u>	Die Kunst auf Kriegskurs	Seite <u>24</u>
Sehenden Auges in die Katastrophe	Seite <u>6</u>	Bauern und Arbeiter an der Heimatfront	Seite <u>26</u>
Nicht alle Tiroler waren bei den Kaiserjägern	Seite <u>8</u>	Tiroler Frauen im Krieg	Seite <u>28</u>
Nach dem Triumphzug rücksichtslos ins Feuer getrieben	Seite <u>10</u>	In Russland starb jeder fünfte Kriegsgefangene	Seite <u>30</u>
Vom Wunsch beseelt, „daß der Krieg ein Ende nähme“	Seite <u>12</u>	Das bittere Ende: Hunger, Not und fatale Fehler	Seite <u>32</u>
Der Feind vor der Haustüre	Seite <u>14</u>	Schicksalsfragen zwischen Wien und Paris	Seite <u>34</u>
Das Deutsche Alpenkorps kommt zu Hilfe	Seite <u>16</u>	Die Welt nach dem Großen Krieg	Seite <u>36</u>
Wie es den Menschen im Trentino erging	Seite <u>18</u>	Warum Italien so lange der „Erbfeind“ war	Seite <u>38</u>
Der industrialisierte Krieg auch in den Bergen	Seite <u>20</u>	Wandern mit Blick in die Geschichte	Seite <u>40</u>
Einer von Zigtausenden	Seite <u>22</u>	Der einfache Soldat ist nicht mehr namenlos	Seite <u>42</u>

MitarbeiterInnen der Sonderausgabe

Konzept und Redaktion

Michael Forcher, Historiker und Publizist

Beiträge

Mag. Dr. Gunda Barth-Scalmani, a.o. Univ.-Prof. am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck

Dr. Wilfried Beimrohr, Direktor des Tiroler Landesarchivs

MMag. Matthias Egger, Dissertant am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck

Dr. Michael Forcher, Historiker und Publizist

Dr. Christoph Haidacher, stellvertretender Direktor des Tiroler Landesarchivs

Dr. Hans Heiss, Historiker und Abgeordneter zum Südtiroler Landtag

Mag. Dr. Johann Holzner, a.o. Univ.-Prof., 2001-2013 Leiter des Forschungsinstituts Brenner-Archiv an der Universität Innsbruck

Walter Klier, Schriftsteller und Maler

Hans-Joachim Löwer, freier Journalist, ständiger Mitarbeiter von Illustrierten und Magazinen

Mag. Bernhard Mertelseder, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck und Referent für das Chronikwesen beim Tiroler Bildungsforum

Mag. Dr. Marco Mondini, Historiker am „Istituto Storico Italo Germanico di Trento“, wo er das Rechercheteam „1914-1918“ leitet; unterrichtet Zeitgeschichte an der Universität Padua

Mag. Dr. Verena Moritz, Lektorin am Institut für Geschichte der Universität Wien, Leiterin eines FWF-Projektes des Österreichischen Staatsarchivs zu den Kriegsgefangenen in Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg

Dr. Matthias Rettenwander, Historiker, unterrichtet am Bischöflichen Gymnasium Paulinum in Schwaz

Mag. Dr. Dirk Rupnow, Univ.-Professor am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck und seit 2010 dessen Leiter

Mag. Dr. Oswald Überegger, Direktor des Kompetenzzentrums für Regionalgeschichte der Freien Universität Bozen

Mag. Corinna Zangerl, Lehrerin und Historikerin

Das Titelbild zeigt einige Bände des „Tiroler Ehrenbuchs“, die in Form von Daten, Lebenszeugnissen und Sterbebildchen der Gefallenen des Ersten Weltkriegs gedenken. Sie werden im Tiroler Landesarchiv aufbewahrt und stehen in Kürze der Allgemeinheit zur Verfügung (siehe auch Seite 42-43).

Ein Krieg sollte die Monarchie retten

WIE SOLLTE SICH AUF GESAMTSTAATLICHER EBENE EIN DUTZEND VÖLKER UNTEREINANDER VERSTÄNDIGEN KÖNNEN, WENN ES IN TIROL SCHON ZWISCHEN ZWEI VOLKSGRUPPEN NICHT MÖGLICH WAR?

Am Samstag, den 1. August 1914, läuteten in ganz Tirol die Glocken. Es gab Krieg. Anschläge an den Gemeindeämtern und Plakate verkündeten die vom Kaiser befohlene Mobilmachung. Alle wehrfähigen Männer mussten zu den Waffen. Die Ungewissheit der letzten Wochen seit der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgerpaares in Sarajewo war vorbei. Der Kaiser hatte Serbien am 28. Juli den Krieg erklärt. Dass der kleine Nachbarstaat am Balkan, wo man die geistigen Urheber und Hintermänner des Attentats vermutete, als Ausgangspunkt nationaler Hetze gegen Österreich-Ungarn eine Tracht Prügel verdiene und dieser Unruheherd an der Südgrenze ausgemerzt gehöre, war weit verbreitete Meinung von der Spitze der Monarchie bis hinunter zum kleinen Mann auf der Straße, auch in Tirol.

Doch dem Kaiser und seinen Generälen ging es um mehr, nämlich um nichts weniger als um die Existenz des nur mehr notdürftig zusammengehaltenen Vielvölkerstaates. Das Zusammenleben der elf offiziell anerkannten Nationen und der zahllosen Minderheiten unter dem Dach der Doppelmonarchie wollte nicht mehr richtig funktionieren und vorsichtige, nur Detailprobleme angehende Reformversuche waren bisher schon in den Ansätzen gescheitert.

Nationalitätenstreit auch in Tirol

In Tirol kannte man dieses Problem nur zu gut. Schließlich hatte ein Drittel der Tiroler Bevölkerung Italienisch als Muttersprache. Die „Welschtiroler“ hatten in ihrem Siedlungsgebiet, dem Trentino, eine kulturell-nationale Autonomie: Italienisch war Amts- und Gerichtssprache; es gab überall italienische Schulen; Aufschriften und Namenstafeln waren italienisch. Nicht nur die Beamten der autonomen Behörden, wie der Gemeinden, waren stets Italiener, auch staatliche Beamtenstellen wurden fast durchwegs mit italienischsprachigen Einheimischen besetzt. Auch sonst kam es zu keiner Benachteiligung oder gar Unterdrückung der italienischen Bevölkerung, nationale Kulturvereine konnten ihre Tätigkeit weitgehend ungehindert entfalten. Doch die führenden Welschtiroler wollten



Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

Dass national gesinnte Trentiner ihrem Dichterfürsten Dante in der Welschtiroler Hauptstadt ein Denkmal errichteten, empfanden deutschnationale Kreise als Provokation.

mehr, nämlich einen eigenen Landtag, eine eigene gesetzgebende und ausführende Gewalt oder zumindest eine Verfassungsänderung, die einen Schritt in diese Richtung bedeutete. Man war im Tiroler Landtag nicht großzügig genug, diesem verständlichen Wunsch nach mehr Eigenständigkeit Rechnung zu tragen. Alle Verhandlungen um eine zukunftsweisende Lösung des Zusammenlebens waren gescheitert. Und so vermehrte sich die Zahl jener Trentiner, vornehmlich in den Städten, die nicht mehr im Verband der Habsburgermonarchie bleiben, sondern als „Irredentisten“ den Anschluss an das italienische Königreich wollten. Auch auf deutschtirolischer Seite nahm die Radikalisierung zu. Und so konnte plötzlich die Errichtung eines Denkmals für den italienischen Nationaldichter Dante in Trient Anlass für heftige Kritik und Auseinandersetzungen sein oder die Gründung einer italienischen Rechtsfakultät in

Innsbruck gar zu handgreiflichen Krawallen und Gewalttaten führen, die sich leicht so darstellen ließen, als seien die Italiener in Tirol eine unterdrückte Minderheit.

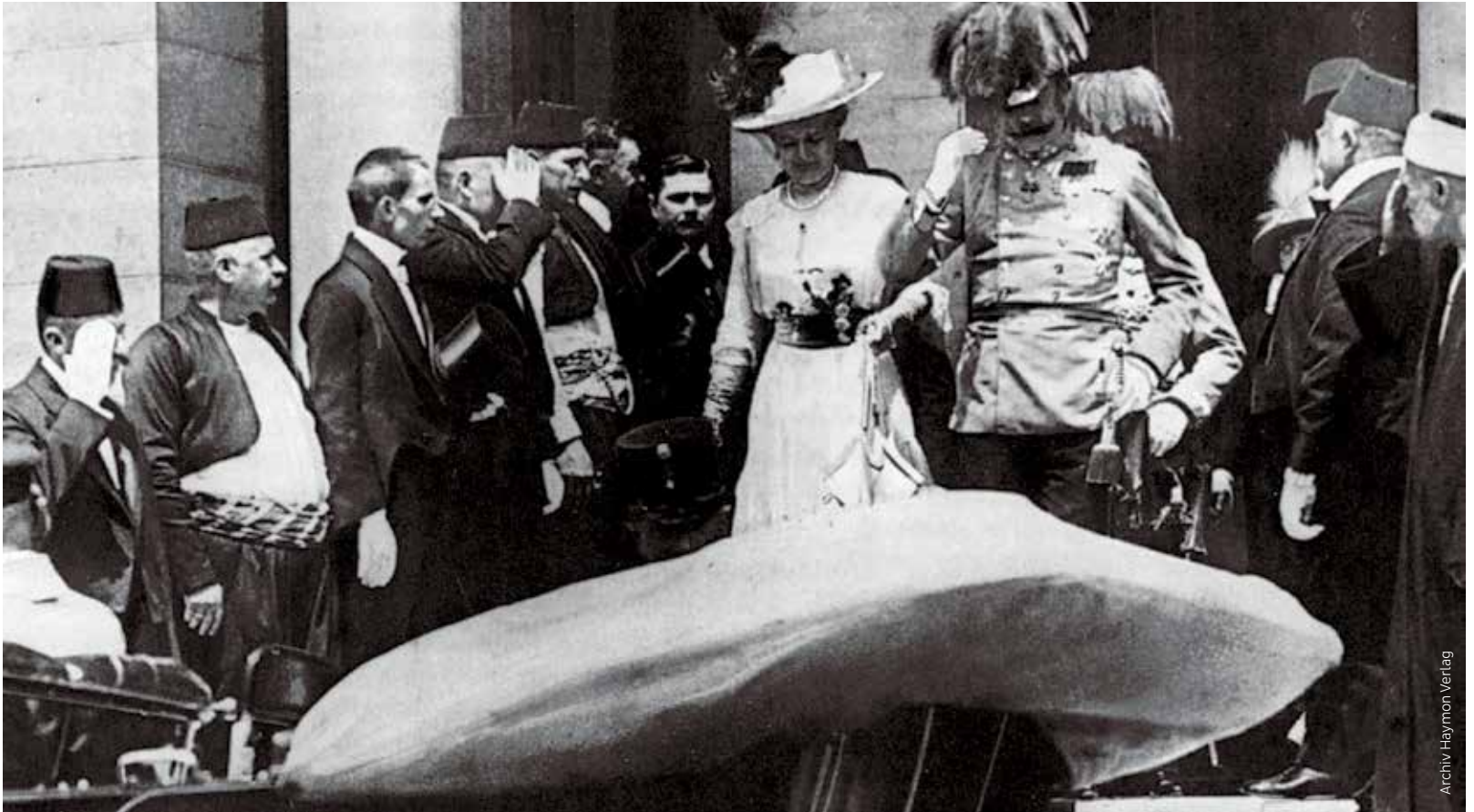
Wie sollte sich auf gesamtstaatlicher Ebene ein Dutzend Völker untereinander verständigen können, wenn es in Tirol schon zwischen zwei Volksgruppen nicht möglich war? Auch das Aufkommen neuer sozialer Ideen und die zunehmende politische Radikalisierung der Gesellschaft in wirtschaftlich schwieriger werdenden Zeiten bedrohte die Monarchie, die weiterhin vom Geburts- und Geldadel beherrscht wurde und keine Rücksicht auf die nach Anerkennung, Aufwertung und Mitsprache drängenden unteren Schichten nahm.

Nun sollte ein Krieg die Lösung all dieser Probleme sein. Mit Blick auf den äußeren Feind würden die Völker und sozialen Gruppen noch einmal zusammenstehen. Der Krieg auf Gedeih und Verderb würde sie zusammenschweißen, im politischen Streit gebundene Energien freisetzen und im Falle eines Sieges den Bestand der Monarchie sichern. So dachte man. Wenn das nicht gelingen sollte, wollte man „wenigstens mit Anstand untergehen“, wie selbst von Kaiser Franz Joseph zu hören war.

Entscheidend für die Bereitschaft, den für notwendig gehaltenen Krieg auch wirklich zu beginnen, war die Blankovollmacht, die der deutsche Kaiser Wilhelm ausstellte: Bedingungslos würde er hinter der Entscheidung seines Verbündeten stehen, wie immer diese auch ausfalle. Mit dieser Rückendeckung wurde am 7. Juli 1914 im gemeinsamen Ministerrat der beiden Reichshälften der Krieg beschlossen. Das Ultimatum an Serbien, den Thronfolgermord aufzuklären und dabei österreichische Beamte mitwirken zu lassen, war nur ein Vorwand, um Zeit zu gewinnen und gleichzeitig Serbien mit der Kriegsschuld zu belasten.

Bündnisse und Kriegsziele

In Berlin war Österreich-Ungarns Kriegsbereitschaft sehr willkommen, denn so hatte auch Deutschland einen Kriegsgrund und konnte loschlagen. Man fühlte sich in Berlin nach Jahren



Archiv Haymon Verlag

Kurz nachdem der Illustriertenfotograf diese Szene mit dem österreichisch-ungarischen Thronfolgerpaar in Sarajewo im Bild festgehalten hatte, krachten die Schüsse, die dem Fürstenpaar das Leben und der Welt den Frieden nahmen.

der konsequenten Aufrüstung stark genug, um es gleichzeitig mit Frankreich, Russland und wohl auch mit England aufzunehmen, dem dritten Mitglied des als „Entente“ bekannten Bündnisses. Schon lange lag für den Fall eines Zweifrontenkrieges ein Feldzugsplan vor, der das deutsche Kaiserreich aus einer als gefährlich erachteten Umklammerung befreien und zur dominierenden Macht am europäischen Festland machen sollte. Genau das wollte Frankreich verhindern und hatte mit der Wiedergewinnung Elsass-Lothringens zudem ein ganz konkretes Kriegsziel. Russland ging es weniger um den Erhalt Serbiens als darum, die Donaumonarchie vom Balkan zu verdrängen und sich selbst und seinen Einfluss dort auszubauen, ja vielleicht bis an den Bosphorus auszudehnen.

In der zweiten Julihälfte begannen alle Großmächte mit der Mobilisierung ihrer Armeen. Da Russland diese als kriegerische Absicht zu verstehende Maßnahme nicht zurücknahm, erklärte Deutschland dem Zarenreich am 1. August den Krieg. Zwei Tage später schickte Berlin die Kriegserklärung nach Frankreich, wo die Vorbereitungen für einen Waffengang ebenfalls schon weit gediehen waren. Österreich-Ungarn folgte seinem Bündnispartner mit der Kriegserklärung an Russland erst am 6. August. Da war Deutschland bereits im neutralen Belgien einmarschiert, um die starke französische Verteidigungslinie an der deutschen Grenze zu umgehen. Diesen Bruch des



Foto: Christian Forcher

Aus Plakaten und Zeitungen erfuhren die Tiroler, was in Sarajewo passiert ist.

Völkerrechts erklärte England zum Kriegsgrund und kam seinen Verbündeten zu Hilfe. Doch ging es auch den Briten nicht wirklich um Belgien, sondern in erster Linie darum, dem deutschen Machtstreben entgegenzutreten, bevor es das weltweite koloniale Gefüge gefährden konnte. Der Weltenbrand war entfacht. ■

Michael Forcher

» Von **Michael Forcher** ist zuletzt im Haymon Verlag das Taschenbuch „Tirol im Ersten Weltkrieg. Ereignisse, Hintergründe, Schicksale“ (448 Seiten, 260 Bilder, 8 Karten) erschienen.

Sehenden Auges in die Katastrophe

MEHRMALS IM VERLAUFE DER JULIKRISE ERGABEN SICH GELEGENHEITEN ZUM EINLENKEN, SIE WURDEN NICHT ERGRIFFEN.

Schon während der Kampfhandlungen und erst recht nach deren Ende begann die Suche nach den Schuldigen, nach jenen, die für das, was sich zwischen 1914 und 1918 ereignet hatte, verantwortlich gemacht werden konnten. Die sogenannte „Kriegsschulddebatte“ zog nach 1918 nicht zuletzt einen gefährlichen Revanchismus nach sich und erschwerte das ohnehin konfliktbehaftete Miteinander der ehemaligen Kontrahenten zusätzlich. Jede Streitpartei hatte – rückwirkend betrachtet – im entscheidenden Moment Beiträge zur Eskalation geleistet, so wie andererseits in zahlreichen Regierungskanzleien und Botschaftsgebäuden auch Vorschläge zur friedlichen Beilegungen der Krise ausgearbeitet worden waren. Diese nunmehr verbreitete Gesamteinschätzung der unmittelbaren Vorgeschichte zum Ersten Weltkrieg stellt gewissermaßen eine gesamteuropäische Proporzlösung der geteilten Schuld in den Dienst eines zweifellos begrüßenswerten Versöhnungswerkes.

Dennoch muss diese Deutung der sogenannten „Julikrise“ des Jahres 1914 als nicht unproblematisch bezeichnet werden. Die Donaumonarchie war als einer der Hauptakteure des Weltkriegs mit Kriegsende gewissermaßen verstorben. Schon aus diesem Grund geriet sie relativ rasch aus dem Fokus der „Kriegsschulddebatte“. Nichtsdestoweniger ist klar: Österreich-Ungarn legte sich nach den Schüssen von Sarajewo konsequent auf eine militärische Konfrontation fest, zunächst und vorrangig mit Serbien.

Die Fixierung auf den südöstlichen Nachbarstaat hatte seit einigen Jahren geradezu obsessive Züge angenommen. Zankapfel war vor allem Bosnien-Herzegowina, ein Gebiet, das sich die Donaumonarchie 1908 einverleibt hatte. Der Gebietsgewinn hatte Wien endgültig die erbitterte Feindschaft der Russen eingebracht. In den Machthabern in St. Petersburg wiederum sah Belgrad, das in den Balkankriegen von 1912/13 seine Expansionsgelüste unter Beweis stellte, seine „Anwälte“. Das serbische Königreich, das gewiss nicht wenig dazu beitrug, Zuspitzungen in den Beziehungen zu Wien zu fördern, wurde schließlich zum Hoffnungsträger all jener Südslawen der Doppelmonarchie, welche die habsburgische Herrschaft vor allem als Unterdrückung wahrnahmen. Zu diesen zählte auch der

spätere Attentäter des Thronfolgers und seiner Gemahlin, Gavrilo Princip.

Der k.u.k. Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf war schon lange vor dem Attentat, für das Belgrad verantwortlich gemacht wurde, für einen Präventivkrieg gegen Serbien eingetreten. Auch Italien zählte ungeachtet seines Status als Bündnispartner der Donaumonarchie und des Deutschen Reichs zu den „Lieblingsfeinden“ des Generalstabschefs. Nur so, also durch das Niederringen eines für besiegt gehaltenen Gegners, glaubte er, würde die Monarchie ihren ramponierten Großmachtstatus erhalten und ihr Überleben sichern können. Die Diplomaten des Habsburgerreiches hatten Conrad bisher einen Strich durch die Rechnung gemacht, gehörten aber just im Juli 1914 zu jenen, welche den Entschluss zum Krieg vorantrieben.

Keine Chance für das europäische Krisenmanagement

Das europäische Krisenmanagement, das beispielsweise in Zusammenhang mit den Balkankriegen wirksam wurde und die Verständigung auf dem Konferenztisch suchte, funktionierte bis zum Ausbruch des Weltkriegs allem Anschein nach recht gut. Trotzdem standen nationale Begehrlichkeiten und der Wunsch nach Machterweiterung ohne Zweifel überall hoch im Kurs – nicht nur in Serbien. Außerdem ließen die allgemeinen Rahmenbedingungen des europäischen Bündnissystems nicht mehr jene Flexibilität zu, wie sie noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts möglich gewesen war. Am Vorabend des Weltkrieges kam ein Szenario, wonach man „jederzeit mit jedem gegen jeden“ zusammengehen konnte, einem mehr oder weniger realitätsfernen Wunschdenken gleich.

Außerdem musste der Handlungsspielraum der „Troubleshooter“ auf ein Minimum schrumpfen, wenn Deeskalation gar nicht mehr gefragt war: Wer den Ausgleich sucht, wo Versöhnung nicht gewünscht wird, steht auf verlorenem Posten. Diesen Eindruck mussten schließlich all jene gewinnen, die Österreich-Ungarn im Juli von seinem Kriegskurs abbringen wollten. Aktuelle Untersuchungen der Julikrise haben deutlich gemacht, wie viele Angebote für eine friedliche Beilegung der Spannungen mit Belgrad in Wien

ausgeschlagen wurden. Dort aber hielt man den mit Waffen auszutragenden Konflikt mit Serbien für eine Notwendigkeit – und für einen überfälligen Akt der Genugtuung, wofür wiederum das Einverständnis der europäischen Mächte vorausgesetzt wurde. Doch konnte es bald keinen Zweifel daran geben, dass Europa nicht bloß den unbeteiligten Zuschauer eines Konfliktes zwischen Serbien und Österreich-Ungarn abgeben würde.

Eine Mischung aus Leichtsinn und Realitätsverweigerung

Die Gefahr, den Krieg nicht lokalisieren zu können, war allen bewusst – auch Kaiser Franz Joseph, der ebenso wie seine Berater das augenscheinliche Risiko eines Flächenbrandes in Kauf nahm. Mehrmals im Verlaufe der Julikrise ergaben sich Gelegenheiten zum Einlenken. Sie wurden nicht ergriffen. Den maßgeblichen Personen in Wien genügte es offensichtlich, dass Deutschland im Kriegsfall Bündnistreue signalisierte. Und diese Bündnistreue wiederum sollte, so die Hoffnung, Gegner der „Strafaktion“ des Habsburgerreiches gegen Serbien von einem Eingreifen abhalten. Andererseits lag aber auf der Hand, dass es zu einem „großen Krieg“ kommen müsste, sobald Berlin sich dazu entschließen würde, die Armee zu den Waffen zu rufen.

Viele Historiker sprechen in Zusammenhang mit den im Juli 1914 in Wien getroffenen Entscheidungen von einer Mischung aus Leichtsinn und Realitätsverweigerung. Dass die Entscheidungsträger der Monarchie, mit Kaiser Franz Joseph an der Spitze, sehenden Auges einer Katastrophe zusteuerten, lässt sich nicht wegdiskutieren. ■

Verena Moritz

» **Verena Moritz** schrieb zusammen mit Hannes Leidinger das Buch „Der Erste Weltkrieg“ (2011, Böhlau) und ein Nachwort in der Biografie „Des Kaisers Falke. Wirken und Nach-Wirken von Franz Conrad von Hötzendorf“ von Wolfram Dornig (2013, Studienverlag).



Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

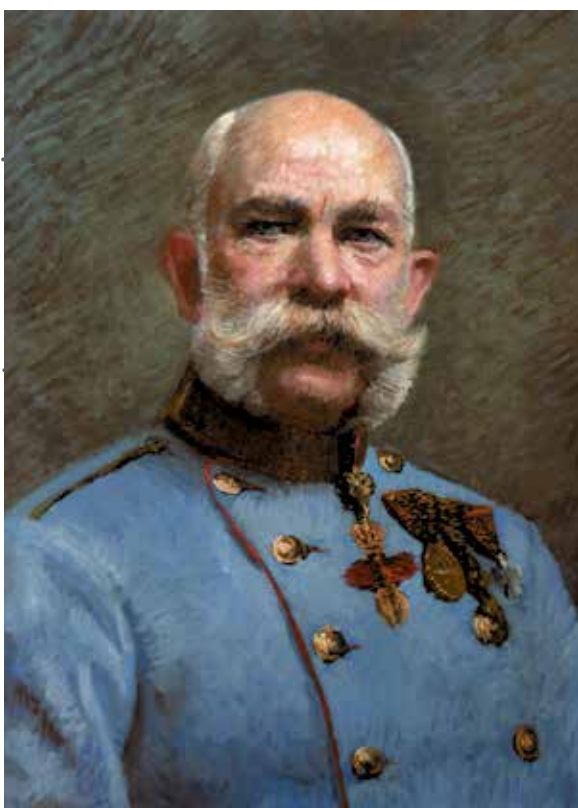
Der deutsche Kaiser Wilhelm II. (hier zusammen mit seinem Generalstabschef Paul Hindenburg) sagte Kaiser Franz Joseph die volle Unterstützung zu.



Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv

Keinerlei Einfluss auf die Geschehnisse, die zum Ersten Weltkrieg führten, hatte der nach der Ermordung Franz Ferdinands zum Thronfolger aufgestiegene Erzherzog Karl Franz Joseph, hier beim Abschreiten angetretener Truppen zusammen mit Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf.

Wollte den Krieg: Kaiser Franz Joseph.



Archiv Haymon Verlag



Archiv Haymon Verlag

Der Diplomat Alexander Graf Hoyos brachte den deutschen „Blankoscheck“ der uneingeschränkten Unterstützung österreich-ungarischer Kriegspläne nach Wien.

Sah das Risiko, wollte den Krieg trotzdem: Franz Conrad von Hötzendorf.



Archiv Haymon Verlag

Nicht alle Tiroler waren bei den Kaiserjägern

DIE TIROLER REGIMENTER UND WORIN SIE SICH UNTERSCHIEDEN

An die 45.000 Tiroler wurden in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 aus dem Zivilleben gerissen. Als Reservisten hatten sie bei ihren vorgesehenen Truppenkörpern einzurücken: zu einem der vier Regimenter der Kaiserjäger, zu den Landeschützen oder – die älteren Wehrpflichtigen – zum Landsturm. Ab Mitte des Monats rollten Züge mit den Tirolern an die russische Front in Galizien. Der Transport der Truppen erfolgte in Viehwaggons, 50 pro Zuggarnitur. Frohgemut und zuversichtlich hatte man sie mit Tannenreisig, Blumengirlanden und allerlei patriotischen oder den Gegner verspottenden Sprüchen dekoriert. In der Nähe von Lemberg wurde ausgeladen und tagelang zu Fuß weitermarschiert, bis

der jeweilige Bereitstellungsraum erreicht war. Und schon wurde es ernst. Nur allzu schnell erlebten die Tiroler ihre „Feuertaufe“ und fanden sich im Inferno des modernen Krieges wieder, einem Gemetzel hochgerüsteter Massenheere ohne Ende.

Die Kaiserjäger wie die Landeschützen waren ausgesprochene Tiroler Einheiten. Die aus Tirol und Vorarlberg zum Militärdienst eingezogenen jungen Männer dienten fast ausschließlich in diesen Truppenkörpern. Der lange Zeit nicht unerhebliche Unterschied bestand darin, dass die Kaiserjäger zur gemeinsamen Armee des Gesamtstaates Österreich-Ungarn gehörten, also zum k.u.k. Heer, die Landeschützen hingegen waren Teil der k. k. Landwehr, der Streitkräfte der österreichischen Reichshälfte.

Allgemeine Wehrpflicht seit 1868

Diese Konstruktion hat ihre Vorgeschichte, die in die 1860er Jahre zurückreicht und mit militärischen Niederlagen, aber auch mit dem Umbau des Habsburgerreiches in den Doppelstaat Österreich-Ungarn zusammenhängt. Der verlorene Kampf gegen Preußen hatte brutal aufgezeigt, dass die stolze und traditionsreiche kaiserliche Armee arg ins Hintertreffen gelangt war, ihre Bewaffnung, Taktik und Führungsprinzipien waren überholt. Die wichtigste der deshalb begonnenen Reformen war 1868 die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Fortan konnte jeder 20jährige Staatsbürger, sofern bei der Stellung oder Musterung als tauglich befunden, zum Waffendienst herangezogen werden. Ein Rekrut wurde drei Jahre bei der Truppe ausgebildet, nach diesem Präsenzdienst (1912 auf zwei Jahre verkürzt) wurde er für sieben oder neun Jahre in die Reserve versetzt, in denen Waffenübungen zu absolvieren waren.

Da die Armee nicht alle als tauglich gemusterten Männer unterbringen konnte, gab es die Ersatzreserve. Dazu gehörten jene „überzähligen“ Volltauglichen, die lediglich eine mehrwöchige Grundausbildung über sich ergehen lassen mussten und anschließend für zehn Jahre in die Reserve versetzt wurden. Im Mobilisierungsfall wurde jedes Regiment mit Reservisten von seiner Friedensstärke auf die Soll- oder Kriegsstärke (rund 4.000 Mann) aufgestockt. Zugleich wurden die Ersatzreservisten für eine mehrwö-

chige Schnellausbildung zu Einheiten zusammengefasst, die als Marschbataillone an die Front geschickt wurden, um die Verluste ihres Regiments abzudecken.

Die Landes- oder Kaiserschützen mit dem Edelweiß am Kragen

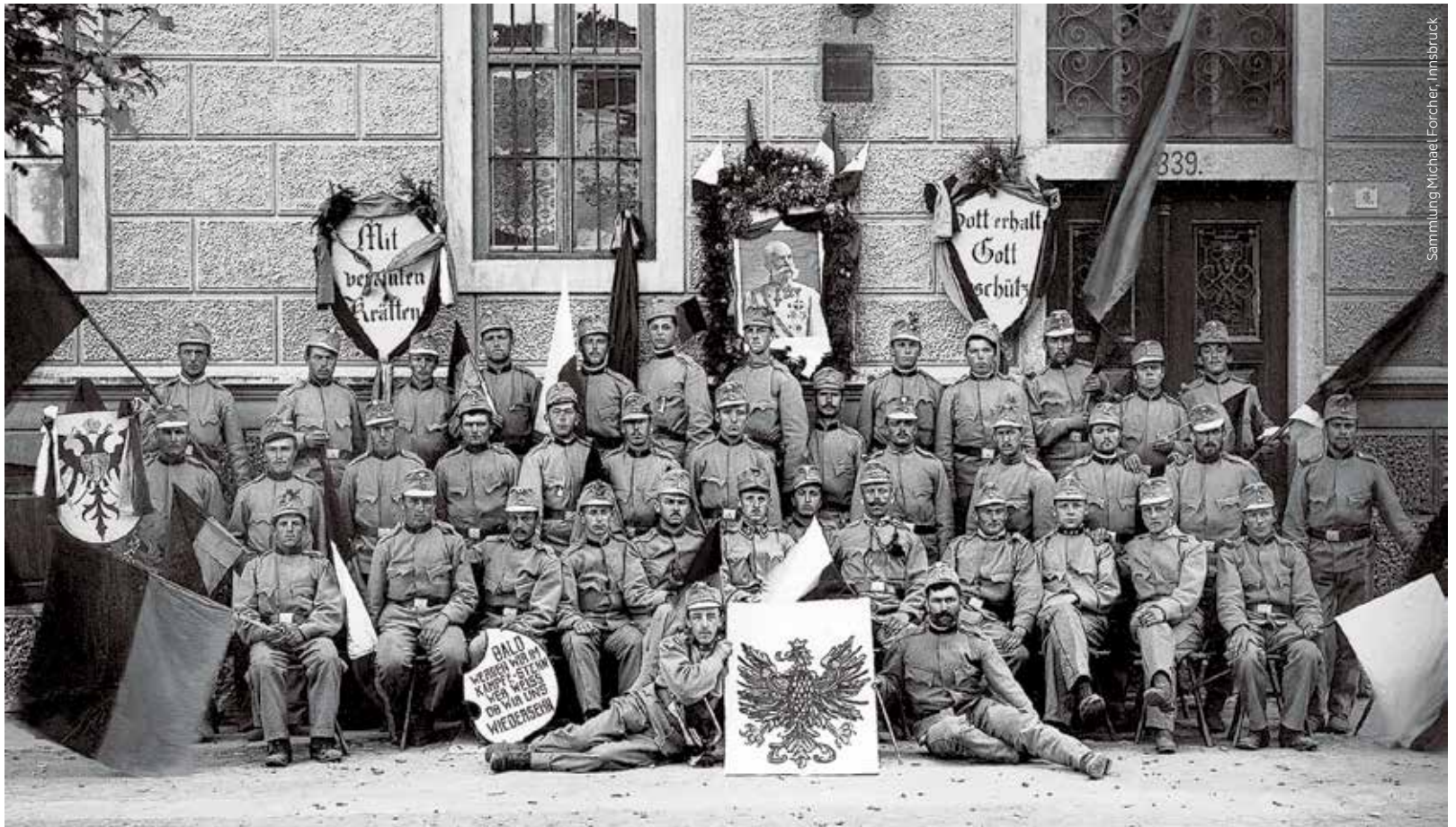
Dass es neben der gemeinsamen Armee auch noch Verteidigungsorganisationen der beiden Reichshälften geben sollte, geht auf einen Wunsch Ungarns zurück, dem 1867 mit Errichtung der „Honvéd“ entsprochen wurde. Als Reaktion darauf wurde zwei Jahre später in der österreichischen Reichshälfte die Landwehr geschaffen. Anfänglich waren Landwehr und Honvéd, für die eigene Verteidigungsministerien in Wien und Budapest zuständig waren, nicht viel mehr als Milizverbände, später wurden beide zu vollwertigen Armeen ausgebaut. Die Landeschützen gehörten zu dieser k. k. Landwehr. Ihre anfangs zehn Infanteriebataillone – dazu kamen zwei Eskadronen Kavallerie („Reitende Landeschützen“) – wurden 1893 in drei Regimentern zusammengefasst. 1906 wurden die Landeschützen in eine Gebirgs- und Grenzschutztruppe umgewandelt. Als besonderes Kennzeichen haben sie ein Edelweiß am Uniformkragen. Ihre ehrenvolle Umbenennung in Tiroler Kaiserschützen, die Kaiser Karl I. im Jänner 1917 verfügte, sorgt bis heute bei historischen und militärischen Laien zur Verwechslung mit den Kaiserjägern.

Das 1816 aufgestellte Tiroler Jägerregiment trug seit seiner Gründung den ehrenvollen Beinamen „Kaiserjäger“. Die Länder Tirol und Vorarlberg hatten sich verpflichten müssen, aus den Reihen ihrer Landessöhne die gemeinen Soldaten für diese Truppe zu stellen, während die Offiziere aus der ganzen Monarchie stammten. 1895 wurden aus den 16 Bataillonen des einen Regiments vier Kaiserjägerregimenter geschaffen. Die Kaiserjäger galten als eine Elitetruppe, die seit jeher zu besonders schwierigen Einsätzen herangezogen wurde.

Ihren stark „tirolischen“ Zuschnitt, was die landmannschaftliche Herkunft ihrer Soldaten betraf, verloren die Kaiserjäger und Landes- bzw. Kaiserschützen schon im ersten Kriegsjahr. Die Verluste ihrer Regimenter an der russischen Front waren derart immens, dass die Lücken



Abschiednehmen beim Fotografieren:
Landeschütze aus dem Pustertal mit
seiner Braut



Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

Abteilung des 2. Regiments der Tiroler Kaiserjäger in ihrer Brixner Kaserne. Ihre Bilder und Sprüche verkünden, mit welcher Zuversicht sie in den Krieg zogen.



Stadtaarchiv, Innsbruck

Wachmannschaft aus Soldaten des Landsturms vor dem Bergiseltunnel. Von dieser ihrer eigentlichen Aufgabe wurden sie bald abgezogen und an die Front geschickt.

armee, die nur im Kriegsfall als militärischer Verband angeboten werden sollte. Als seine vorrangige Aufgabe galt die Bewachung militärischer Objekte im Hinterland und in den Besatzungszonen. Die Landsturmpflicht erfasste alle wehrfähigen Männer vom 19. bis zum 42. Lebensjahr, also alle ungedienten Männer dieses Alters und die ausgedienten Reservisten des Heeres und der Landwehr. Die beiden 1914 aufgestellten Tiroler Landsturmregimenter wurden zunächst in Reserve gehalten bzw. unterschiedlich eingesetzt, einige Bataillone wie vorgesehen zur Bewachung strategisch wichtiger Objekte, andere beim Grenzschutz im Süden. Dass bald darauf - trotz heftiger Proteste der beiden Landeshauptleute von Tirol und Vorarlberg und anderer Landespolitiker - auch sie an die Front geschickt wurden, ein Regiment an die russische, das andere an die serbische, wo sie förmlich verheizt wurden, zählt zu den düstersten Kapiteln der Tiroler Kriegsgeschichte. ■

Wilfried Beimrohr

mit Männern aus Salzburg, Oberösterreich und anderen, auch nicht deutschsprachigen Kronländern aufgefüllt werden mussten. Und die italienischsprachigen Tiroler, die anfangs fast ein Drittel der Truppe ausmachten, wurden - so groß war das Misstrauen - kurz vor und während

des Kriegseinsatzes gegen Italien aus den Einheiten herausgezogen.

Der missbrauchte Landsturm

Im Gegensatz zu Heer und Landwehr war der 1886 eingerichtete Landsturm eine reine Miliz-

» **Wilfried Beimrohr** ist Co-Autor des von Hermann Hinterstoisser herausgegebenen Bandes „Die k.k. Landwehr-Gebirgstruppen“, Wien 2006. Sein Beitrag trägt den Titel: „Die Landes- bzw. Kaiserschützen im Ersten Weltkrieg“.

Nach dem Triumphzug rücksichtslos ins Feuer getrieben

DAS GROSSE STERBEN DER TIROLER SOLDATEN IN GALIZIEN UND DIE GRÜNDE DAFÜR

Auf ihrer fünf Tage dauernden Fahrt über Ungarn und die Karpaten nach Galizien wurden die Soldaten auf allen Stationen von jubelnden Menschenmassen gefeiert und mit Liebesgaben versorgt. Am Ziel angekommen, war die Stimmung ganz anders. Die Tiroler wurden mit der Realität konfrontiert, dass die einheimischen Ruthenen ihnen wenig bis gar keine Sympathie entgegenbrachten. „Die Fahrt hierher war ein

Triumphzug, aber jetzt hört die Volksbegeisterung auf“, schreibt der Student Alois Garber, jetzt Kadett beim 2. Tiroler Kaiserjägerregiment, seiner Mutter nach Tschermers.

Galizien war erst 1772 im Zuge der ersten polnischen Teilung zwischen Russland, Preußen und Österreich zur Habsburgermonarchie gekommen und genoss seit 1873 weitgehende Autonomie, die vor allem der polnischen Ober-

schicht zugute kam. Die Bevölkerungsmehrheit stellten die Ruthenen (Ukrainer nach heutigem Sprachgebrauch), außerdem lebten hier 1914 noch 900.000 Juden (10,5 Prozent der Bevölkerung). Viele flohen im Krieg vor den Russen, der Großteil wurde aber im Zweiten Weltkrieg von den Deutschen ausgerottet. Heute gehört der Nordwesten des ehemaligen Galizien zu Polen, der Süden und Osten zur Ukraine.



Fruchtlose Siege und ein chaotischer Rückzug

Mitte August standen zur Verteidigung Galiziens dreieinhalb österreichische Armeen an den Grenzen. Zwei davon ließ der österreichisch-ungarische Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf nach Norden vorrücken, um die Russen noch auf ihrem Staatsgebiet aufzuhalten. Tatsächlich konnten sie bei Krasnik und bei Komarów kleinere Schlachten für sich entscheiden. Doch nahmen die Generäle für diese Erfolge derart große Verluste in Kauf, dass der bald schon notwendige Rückzug im völligen Desaster endete. Denn der russische Hauptstoß erfolgte nicht von Norden sondern von Osten aus und war nicht aufzuhalten. So tobten Anfang September rund um die galizische Hauptstadt Lemberg (polnisch Lwów, ukrainisch Léopol) erbitterte Schlachten – bis heute verbunden mit den Namen Rawa-Ruska und Grodek –, in denen die Elite auch der Tiroler Regimenter tot am Schlachtfeld blieb, schwer verwundet wurde oder in Gefangenschaft geriet. Wer die Schrecken halbwegs heil überstand, war erschöpft, schlecht versorgt und desillusioniert. Berichte über den psychischen Zusammenbruch vieler Soldaten und Offiziere sind keine Seltenheit.

Auch am Fluss San mit der Festungsstadt Przemyśl konnten sich die österreichisch-ungarischen Truppen nicht halten. Ziemlich chaotisch ging es weiter westwärts bis zu den Flüssen Dunajec und Biala. Der Großteil Galiziens war verloren, die Front um ca. 200 km nach Westen verschoben. Das allein wäre nicht so schlimm gewesen. Die wahre Katastrophe waren die immensen Verluste an Menschen und Material. Mit etwas mehr als 800.000 Soldaten war Österreich-Ungarn in Galizien angetreten, davon war die Hälfte im ersten Kriegsmontat verloren gegangen: ca. 300.000 waren tot oder schwer verwundet, etwa 100.000 von den Russen gefan-

WO LAG GALIZIEN, das es ja heute nicht mehr gibt? Die Karte hier soll die Antwort geben und zugleich ein paar weitere Informationen liefern, vor allem rund um Galizien, aber auch über den Süden der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Diese ist rot umrandet, im Innern steht grün für die ungarische Reichshälfte, gelb für die österreichische Reichshälfte – Bosnien (braun) hatte einen Sonderstatus – mit den verschiedenen, hier nur zum Teil benannten Königreichen und Kronländern. Dazu gehörte auch das ziegelrot dargestellte Galizien im Nordosten, jenseits der Karpaten. Im Osten und Norden grenzte das russische Zarenreich (sandfarben) an Galizien. Russland hatte eine gemeinsame Grenze mit dem Deutschen Reich (strichliert), da es Polen nicht gab. Die schwarzen Linien auf der Karte zeigen die Staatsgrenzen von heute. Polen ist zusätzlich schraffiert. Man erkennt, dass das nordöstliche Galizien mit der Festungsstadt Krakau heute ein Teil Polens ist. Der Südosten Galiziens mit der Hauptstadt Lemberg gehört heute zu der 1918 gegründeten Ukraine. Zur Sowjetzeit wurde das Staatsgebiet der Ukraine sogar über die Karpatenpässe hinaus nach Ungarn ausgedehnt. Die Karte zeigt schließlich auch die Vergrößerung der südlichen Nachbarn der Monarchie auf Kosten des zerfallenen Habsburgerreiches: Rumänien erhielt Siebenbürgen und die südliche Bukowina, Serbien die Voivodina nördlich der Donau. Als kleiner Hinweis auf die riesige Entfernung, die die Tiroler Soldaten in Viehwaggons auf der Schiene zurückzulegen hatten müssen, um an die galizische Front zu kommen, ist die Eisenbahnstrecke von Trient über Innsbruck und Wien in die Gegend von Lemberg eingezeichnet.

Kartographie: Hana Hubáková



Kaiserjägermuseum am Bergisel

Nach einer der ersten Schlachten in Galizien, Uhnów, benannte Albin Egger-Lienz dieses symbolstarke Gemälde, das im Kaiserjägermuseum am Bergisel zu sehen ist.

gen genommen. Von den materiellen Verlusten, vor allem an Geschützen, gar nicht zu sprechen.

Ins mörderische Feuer getrieben

Wie stand es um die Tiroler? Die Regimenter der Kaiserjäger und der Landeschützen hatten rund zwei Drittel ihres Bestandes durch Tod, Verwundung, Krankheit oder Gefangenschaft eingebüßt. Was vom 2. Landsturmregiment übrig geblieben war, saß in der Festung Przemysl fest und sollte – soviel sei vorweggenommen – im März 1915 in russische Gefangenschaft gehen. Das heißt konkret, dass von den etwa 45.000 Mitte August ausgerückten oder bald darauf nachgeschickten Tirolern über 12.000 nicht mehr in ihre Heimat zurückkehrten, weitere 18.000 nur mehr als Krüppel oder Jahre später abgezehrt und krank aus sibirischer Gefangenschaft.

Schuld an diesen Einbußen, die man nie mehr wettmachen würde können, war die mangelhafte Einstellung der verantwortlichen Militärs auf den veränderten Charakter eines modernen Krieges. Das betrifft vor allem die in dichten Reihen vorgetragenen Sturmangriffe gegen gut verschanzte Russen, die reichlich mit Maschinengewehren und leichter Feldartillerie

ausgestattet waren. Dass die Schlachten der ersten eineinhalb Kriegsjahre ohne Stahlhelme geschlagen wurden, erklärt die große Zahl von schweren bis tödlichen Kopfverletzungen. Dazu kam das vielfach nicht nur unkluge und unvorsichtige, sondern geradezu verantwortungslose Vorgehen der Befehlshaber auf allen Ebenen, die das Heil in der bedingungslosen Offensive sahen und ihre Offiziere und Mannschaften ohne Rücksicht auf Verluste ins mörderische Feuer trieben.

Ein neuer Vorstoß brachte die Russen im November bis knapp vor Krakau und an die Karpatenpässe. Ihr Einbruch in die ungarische Ebene stand bevor, als Anfang Dezember in einer großen Schlacht vor den Toren von Krakau, benannt nach den beiden Dörfern Limanowa und Lapanow, dem Vordringen des Zarenheeres Einhalt geboten werden konnte. Erstmals kämpften dabei deutsche Truppen, deren Front von der Weichsel bis zur Ostsee verlief, gemeinsam mit österreichisch-ungarischen Einheiten. Die Traditionsverbände der Kaiserjäger und der Kaiserschützen (damals „Landeschützen“) sind heute noch stolz auf den wesentlichen Beitrag zum Sieg, den die Tiroler Regimenter damals geleistet haben.

Winterkämpfe in den Karpaten und die Rückeroberung von Galizien

Über den Winter verlief die Front wieder entlang der Flüsse Dunajec und Biala und auf den südlich angrenzenden Anhängen und Höhen der Karpaten. In heftigen Kämpfen konnten die wichtigen Übergänge gehalten werden, doch ein Vorstoß zur Befreiung der Festung Przemysl aus der russischen Umklammerung misslang. Im März mussten sich die dort eingeschlossenen Truppen ergeben, 125.000 Mann waren es ungefähr. Unter ihnen ca. 1600 Angehörige des 2. Landsturmregiments aus Tirol. Seine Offiziere kamen in ein Lager in Westsibirien, wo sie relativ gut behandelt wurden. Die Mannschaften wurden nach Turkestan gebracht, wo wesentlich schlechtere Bedingungen herrschten und jeder Fünfte an einer Krankheit, an Unterernährung oder als Folge des ungewohnten Klimas starb.

Das Kapitel der Tiroler Soldaten in Galizien endet nach dem Kriegseintritt Italiens im Mai 1915, weil sie nun an den umkämpften Grenzen der Heimat gebraucht wurden. Allerdings wurden sie vorher noch bei der groß angelegten Durchbruchschlacht von Gorlice-Tarnów eingesetzt, in deren Verlauf ganz Galizien zurückerobert werden konnte. ■

Michael Forcher

Vom Wunsch beseelt, „daß der Krieg ein Ende nähme“

SCHON IM SEPTEMBER FOLGTE DEM „AUGUSTERLEBNIS“ DIE ALLGEMEINE ERNÜCHTERUNG UND DIE STIMMUNG SOLLTE SICH WEITER VERSCHLECHTERN



Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

Propagandapostkarte zum Kriegsbeginn. In die Umrahmung ist die erste Zeile des bekannten Liedes vom „Prinzen Eugenius, dem edlen Ritter“ eingefügt, der Belgrad eroberte. Die Karte suggeriert damit, dass es gegen Serbien gehe, was die meisten der Tiroler Soldaten am Anfang auch glaubten.

In den Tagen rund um den Kriegsbeginn am 28. Juli 1914 kam es in ganz Tirol zu Kundgebungen für den Krieg. Vor allem in den großen Städten, in Innsbruck, Bozen und Meran standen die Menschen auf den Straßen und Plätzen zusammen und feierten die bevorstehende Abrechnung mit Serbien. War das allgemeine Kriegsbegeisterung? Das viel zitierte „August-erlebnis“? Der Schein trügt. Während es in den Städten – und dort vor allem unter den gebildeten Schichten und in der Jugend – zweifellos eine gewisse Begeisterung für diesen Krieg gab, sah es am Land oft ganz anders aus: Hier überwog eine gedrückte Stimmung – in sorgen- und auch angstvoller Erwartung des Kommenden. Im südlichen Landesteil, im Trentino, kann man von einer

Kriegsbegeisterung überhaupt nicht sprechen. Aber selbst in jenen Kreisen, wo man dem Krieg anfänglich begeistert begegnete, folgte die Ernüchterung auf dem Fuß. Das Militär führte im Land ein strenges Regiment und wurde zum eigentlichen Machtfaktor, der Verwaltung und Politik zunehmend überspielte. Die Nachrichten über die ersten Niederlagen und Verluste taten ein Übriges.

Das Geschrei der Begeisterung – wo es das überhaupt gegeben hatte – war bereits im Herbst 1914 lange verhallt. Neben der Militärwillkür gab es dafür verschiedene Gründe: Vor allem die vielen Toten, Verwundeten und in Gefangenschaft geratenen Tiroler Soldaten, die die ersten Monate des Weltkrieges gefordert hatten, mussten an der Heimatfront zunehmend entmutigend wirken. Allein die Verluste der vier Tiroler Kaiserjägerregimenter beliefen sich am Ende des ersten Kriegsjahres auf etwa 23.000 Mann, von denen rund 9700 gefallen waren. Die schlechte Behandlung der Soldaten, Beschimpfungen und Misshandlung durch Vorgesetzte blieben der Bevölkerung nicht verborgen und verstimmten zusätzlich. Besonders im Trentino führte dies, da Soldaten italienischer Nationalität besonders davon betroffen waren, zusammen mit der sich oft nach politischen Kriterien richtenden Einberufungspraxis zu einer großen Beunruhigung in der Bevölkerung.

Der Krieg wollte nicht enden.

Schließlich trug die unerwartet lange Dauer des Krieges das ihrige zur rapiden Verschlechterung der Stimmung bei. Der Krieg war nicht die kurze Wirtshausrauferei, die man vielfach erhofft hatte. Und man war auch nicht „in vierzehn Tagen mit den Serben fertig“ geworden, wie es etwa der ladinische Bauernsohn Anton Molling im August 1914 erwartet hatte. Der Krieg dauerte an, wollte nicht enden und war in der Erfahrung der Bevölkerung deshalb schon sehr bald zum ausgesprochen langen Krieg geworden. „Unsere Bauern dachten alle ursprünglich, der Krieg wäre in zwei oder drei Monaten beendet“, bringt es der Trienter Bezirkshauptmann im April 1915 auf den Punkt, „und hatten keinen Begriff von den furchtbaren Opfern, die ihnen durch denselben inzwischen auferlegt wurden.“ Schon Ende 1914 sprachen die zivilen und mi-



Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

Die schrecklich vielen Toten und schwer verwundeten Soldaten der ersten Kriegswochen ließen die Stimmung der Bevölkerung bereits im September kippen.

litärischen Behörden von einer „ziemlich gedrückten“ und „ängstlichen Stimmung“, die im Vorfeld des italienischen Kriegseintrittes einen ersten Höhepunkt erreichte. Die Unsicherheit über die italienische Haltung, die Gerüchte über die Abtretung des Trentino an Italien und in den ländlichen Gebieten vor allem die Verweigerung der Ernteurlaube sorgten für eine allgemeine Niedergeschlagenheit. Selbst in den amtlichen Berichten ist nun vermehrt von „Kriegsmüdigkeit“, „Niedergeschlagenheit“, „Passivität“ und einer „kopfhängerischen Apathie“ die Rede, die in einer weit verbreiteten Friedenssehnsucht mündete. So waren die mit der Kriegsverwaltung betrauten Ämter im Land von Seiten der Bevölkerung nun vor allem mit der Frage nach dem Ende des Krieges konfrontiert. „Ein Wunsch



Stadtlarchiv Innsbruck

Menschenmassen feierten den Krieg, ein vor allem städtisches Phänomen (hier am 1. August in der Innsbrucker Maria-Theresien-Straße), das man heute als „Augusterlebnis“ bezeichnet.

beseelt die ganze Bevölkerung“, bringt etwa der Bozner Stadtmagistrat die herrschende Friedenssehnsucht in einem Bericht an die Innsbrucker Statthalterei auf eine knappe Formel, „und das ist der, daß der Krieg ein Ende nähme.“

Frauen fordern ihre Männer zurück

Bereits zu dieser frühen Zeit regte sich als direkte Folge der zunehmenden Unzufriedenheit mit dem Kriegsverlauf der erste größere öffentliche Widerstand gegen den Krieg. Dieser Widerstand war fast ausschließlich von den Frauen im Tiroler Hinterland getragen, die damit ihre Kritik am Krieg als erste und am nachhaltigsten äußerten. Im Verlauf des gesamten Monats April 1915 kam es vor allem im Trentino zu mehreren Frauendemonstrationen. Am 14. April 1915 demonstrierten insgesamt 400 Frauen vor dem Gemeindeamt von Trient gegen die zu gering bemessene tägliche Mehlquote. Die Frauenkundgebung musste am Abend von der Gendarmerie aufgelöst werden. Zu Demonstra-

tionen ähnlichen Ausmaßes kam es Ende April. Hunderte Frauen zogen von den umliegenden Dörfern nach Trient und Rovereto, um vor den Stadt- beziehungsweise Bezirksbehörden gegen den Krieg zu demonstrieren. Die Protestmärsche mussten immer wieder von Polizei und Gendarmerie aufgelöst werden, wobei es zu mehreren Verhaftungen von Anführerinnen kam.

Neben dem Unmut über die staatliche Ernährungsfürsorge richtete sich die Kritik dieser frühen Antikriegsdemonstrationen Trentiner Frauen vor allem direkt gegen den Krieg. Ein sofortiger Friedensschluss und die Heimkehr der eingezogenen Männer standen deshalb stets an der Spitze der Forderungen der Frauen. „Meine Brüder sind schon alle Krüppel, und unsere Männer werden noch alle erschossen werden“, klagte die Bäuerin Carlotta Santoni bei einer Demonstration im kleinen Trentiner Ort Oltresarco am 20. April 1915. Die im Land herrschende Missstimmung fand aufgrund der sich nach dem italienischen Kriegseintritt im Mai 1915 breitmachenden

Militärherrschaft keine Möglichkeit mehr, sich öffentlich zu äußern. Erst nach der Wiedereröffnung des Parlaments und der Lockerung der Zensur im Sommer 1917 kam es in Tirol dann wieder vermehrt zu Demonstrationen der Zivilbevölkerung gegen die desolote Ernährungssituation und auch gegen den Krieg selber. ■

Oswald Überegger

» **Oswald Überegger** ist zusammen mit Hermann J.W. Kuprian Herausgeber des Bandes „Katastrophenjahre. Tirol und der Erste Weltkrieg“, erschienen 2014 im Universitätsverlag Wagner in Innsbruck, der 27 Beiträge von 24 wissenschaftlichen Autorinnen und Autoren zum Thema vereint. Von seinen eigenen Büchern sei erwähnt: „Der andere Krieg. Die Tiroler Militärgerichtsbarkeit im Ersten Weltkrieg“, erschienen 2002 im Universitätsverlag Wagner, Innsbruck.

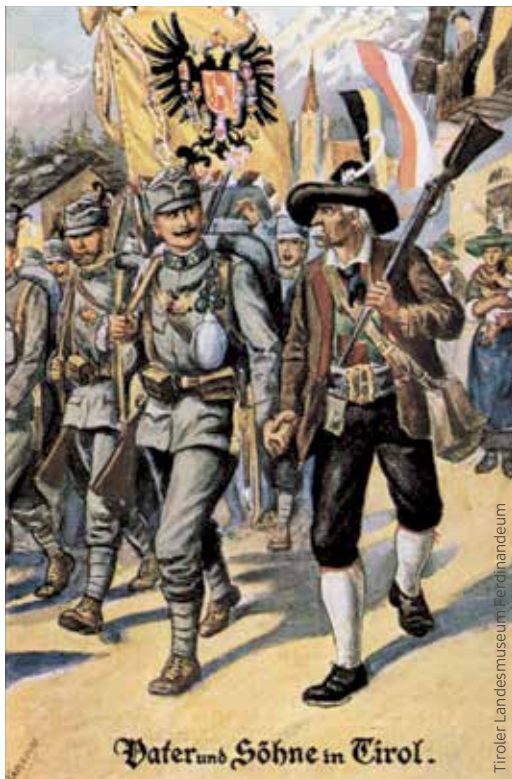
Der Feind vor der Haustüre

DIE GRÜNDE UND HINTERGRÜNDE DER ITALIENISCHEN KRIEGSERKLÄRUNG VOM MAI 1915 UND DAS AUSRÜCKEN DER STANDSCHÜTZEN ALS LETZTES AUFGEBOT ZUR VERTEIDIGUNG DER HEIMAT



Archiv Haymon Verlag

Vittorio Emanuele III. erklärte Kaiser Franz Joseph am 23. Mai 1915 den Krieg: „Der König von Italien hat mir den Krieg erklärt“, beginnt das berühmte Manifest des Kaisers.



Tiroler Landesmuseum, Leobnau

Propagandapostkarte 1915

Während des ersten Kriegswinters braute sich an der Südgrenze Tirols großes Unheil zusammen. Das italienische Königreich, seit 1882 mit Österreich-Ungarn und Deutschland verbündet, hatte sich im Sommer 1914, als der Kaiser Serbien den Krieg erklärte, für die Neutralität entschieden, weil der Vertrag eine Beistandspflicht nur vorsah, wenn einer der Partner angegriffen wurde. Auch hätte Österreich vor seiner Kriegserklärung mit Italien Konsultationen pflegen müssen, was nicht geschehen ist. Im Grunde misstraute die österreichische Staats- und Armeeführung den Italienern viel zu sehr, um sie in ihre Überlegungen und Planungen einzubeziehen. Man kannte die alten Ansprüche Italiens auf die italienisch besiedelten Gebiete des habsburgischen Vielvölkerstaates und fürchtete sich davor, jetzt damit konfrontiert zu werden.

Tatsächlich begann die Regierung des Königreichs unter strengster Geheimhaltung mit beiden kriegführenden Parteien zu verhandeln. Im Wiener Außenministerium tat man sich schwer bei den Gesprächen, da Kaiser Franz Joseph zunächst die Abtretung irgendwelcher Territorien grundsätzlich ablehnte und vor allem auf Welschtirol keinesfalls verzichten wollte. Erst als am 8. März 1915 im Ministerrat offen ausgesprochen wurde, dass nur eine Abtretung des Trentino eine Kriegserklärung Italiens verhindern könne, stimmte der Kaiser zu. Aber da war es zu spät. Italien hatte inzwischen von den Alliierten so weitgehende Zusagen erreicht, dass man die Verhandlungen mit Österreich nur zum Schein weiterführte. Am 26. April 1915 wurde in London ein Vertrag unterzeichnet, der dem Königreich Görz, Triest, Istrien und die italienisch besiedelten Städte und Inseln Dalmatiens sowie weitere Territorien und Inseln im Mittelmeer-raum zusicherte und bezüglich Tirol den Passetus enthielt, dass Italien das Gebiet des Trentino und „ganz Südtirol bis zu seiner natürlichen Grenze, als welche der Brenner anzusehen ist“, erhalten sollte.

Kriegserklärung gegen die Mehrheit durchgesetzt

Da das Abkommen von London geheim gehalten wurde, glaubte man in Wien auch nach der am 3. Mai ausgesprochenen Kündigung des Dreibundvertrages, Italien von einer Kriegserklärung abhalten zu können und machte noch weitere Zugeständnisse. Italien hätte jetzt ohne Krieg praktisch alles bekommen, was man sich

je erträumt hatte. Da die österreichische Diplomatie dieses letzte Angebot veröffentlichte, erhoffte man sich ein Eingreifen der Opposition, die – wie die überwiegende Mehrheit der Italiener – gegen den Krieg war. Auch im Regierungslager hatten sich viele gegen einen Krieg ausgesprochen. Doch es kam nur zu einer kurzfristigen Regierungskrise. Entscheidend waren schließlich Demonstrationen und Krawalle kleiner Gruppen von Befürwortern eines „Intervento“, wie man den Eintritt Italiens in den Krieg nannte. Sie arteten in Gewaltakte und die Erstürmung des Parlamentsgebäudes aus und schüchterten die Abgeordneten derart ein, dass die überwiegende Mehrheit am 20. Mai 1915 für den Krieg stimmte. Am 23. Mai wurde die Kriegserklärung überreicht. Über Nacht sah sich Österreich-Ungarn einem neuen Feind gegenüber, der mit vier Armeen entlang der Grenze aufmarschierte. Sowohl im Westen, also rund um Tirol, als auch im Osten am Isonzo hatte der österreichische Generalstab zur Verkürzung der Front die Verteidigungslinie leicht zurückgenommen und schwer zu verteidigende Täler und Gebiete freiwillig dem Angreifer überlassen. In Tirol war deshalb



Das Meraner Standschützenbataillon bei der Abfahrt an die neue Front.



Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

Zur Inspektion durch hohes Militär angetreten: Standschützen in Windisch-Matrei (heute Matrei in Osttirol)

die Front statt 450 nur 350 Kilometer lang. Aber wer sollte hier einen Angriff abwehren? Das Land war nahezu vollständig von regulären Truppen entblößt. Einschließlich Gendarmerie, Finanzwache, den Besatzungen der Grenzfestungen und einigen, zum Teil nicht voll einsatzfähigen Marschbataillonen anderer Truppenkörper standen nur ungefähr 20.000 Mann im Land.

Die Standschützen rücken aus

So kam alles darauf an, zu welchen Leistungen das von den Militärs vielfach belächelte Korps der Tiroler und Vorarlberger Standschützen imstande sein würde. Es war – als allerletzte Reserve und zunächst nur für Wachdienste gedacht – schon im September 1914 aus Mitgliedern der Schießstände gebildet worden, die noch nicht oder nicht mehr wehrdienstpflichtig oder vom Militärdienst freigestellt waren. Ihre anfänglich große Zahl schmolz dahin, als die Kriterien für die Tauglichkeit immer weiter gesenkt und die Gründe für eine Freistellung immer weniger wurden. Die einsetzende Werbung, den Schießständen beizutreten, hatte zunächst keinen großen Erfolg, denn wer sich freiwillig als Standschütze gemeldet hatte, konnte – bei dringendem Bedarf – an allen Fronten einge-

setzt werden. Erst als im April an den kriegerischen Absichten des ehemaligen Bündnispartners nicht mehr zu zweifeln war, strömte Jung und Alt zu den Schießständen, um die Heimat gegen den Verräter Italien – niemand in Tirol sah das anders – zu verteidigen.

Von den rund 35.000 Standschützen, die Mitte Mai bereitstanden, um an die neue Front auszurücken, waren viele aus Altersgründen oder gesundheitlich nur bedingt oder gar nicht einsatzfähig und mussten heimgeschickt oder für leichten Dienst im Hinterland eingeteilt werden. Ungefähr 19.000 waren fronttauglich und besetzten in den Tagen rund um die italienische Kriegserklärung unter der Führung ihrer selbst gewählten Kommandanten die wichtigsten Punkte der bis dahin nur auf den Militärkarten vorhandenen Verteidigungslinie. Wehranlagen und Unterstände mussten sie sich erst bauen. Ein rascher Angriff der Italiener hätte sie noch völlig unvorbereitet getroffen. Aber an der Front tat sich zunächst gar nichts. Es blieb sogar noch Zeit, die rund 26.000 Mann des vom Verbündeten zusammengestellten und Ende Mai zu Hilfe geschickten „Deutschen Alpenkorps“ in Stellung zu bringen. ■

Michael Forcher



Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

Jung und Alt zur Verteidigung bereit (Postkarte von Albin Egger-Lienz)

Das Deutsche Alpenkorps kommt zu Hilfe

DAS DEUTSCHE ALPENKORPS WAR IM MAI 1915 WESENTLICH AN DER ABWEHR DES ITALIENISCHEN ANGRIFFS BETEILIGT.

Nach der Kriegserklärung des Königreichs Italien an Österreich-Ungarn erhielten die schwachen österreichischen Truppenverbände und die einrückenden Standschützen unerwartet rasch willkommene Verstärkung durch das Deutsche Alpenkorps. Es bestand aus Einheiten, die in kürzester Frist aus der deutschen Westfront herausgelöst, neu formiert und nach Süden abtransportiert wurden. Regisseur der Operation war der deutsche Oberkommandant Erich von Falkenhayn, der die von Italien kalt überraschten österreichischen „Waffenbrüder“ zu stärken suchte, aber auch Süddeutschland gedeckt sehen wollte. Die Aktion des deutschen Chefkommandeurs zielte aber nicht nur auf militärische Bundeshilfe: Seit geraumer Zeit war er in Konflikt mit dem bayerischen Oberkommandierenden Konrad Krafft von Dellmensingen. Der Einsatz eines großen Verbandes unter Kraffts Kommando befreite Falkenhayn von einem lästigen Partner, der mit der neuen Aufgabe sogar avanciert schien. Die Bayern nahmen das als Beförderung getarnte Abschieben durchaus positiv: Für das bayerische Königshaus

und Generalleutnant Krafft von Dellmensingen bot der Einsatz im Süden eigene Gestaltungschancen und Freiräume.

Der Feind „verstehst sein Geschäft schlecht“

Von solchen Hintergründen wusste man in Tirol herzlich wenig, sondern freute sich vor allem über die unerwartete Verstärkung. Zug um Zug rollte das rasch formierte Alpenkorps bereits Ende Mai von Bayern herein Richtung Brenner, bis die Einheiten in Bozen und Brixen ausgewaggoniert wurden. Neben dem Bahntransport kamen die Bayern auf zahlreichen Lastwägen und Motorfahrzeugen nach Tirol, da das Alpenkorps zu den bestmotorisierten Truppen zählte. Es erreichte eine Stärke von rund 26.000 Mann, die sich in 13 Bataillonen formierten. Acht der großen Einheiten waren bayerischer Herkunft, wie die drei Bataillone des Bayerischen Infanterie-Leibregiments, die berühmten „Leiber“, fünf überwiegend norddeutscher Provenienz, etwa die Jäger- und Schneeschuhbataillone aus Preußen, Mecklenburg und Hannover, dazu kam eine Einheit aus dem südwestdeutschen Baden. Einzelne Offiziere starteten hier den Ausgangspunkt einer großen Karriere, so die späteren Feldmarschälle Erwin Rommel und Friedrich Paulus, auch „Leiber“-Kommandant Franz Xaver Ritter von Epp gelangte als NS-Reichstatthalter in Bayern zu trauriger Berühmtheit.

Generalleutnant Krafft von Dellmensingen kannte Tirol und seine Berge von Jugend an, zumal seine Eltern in Meran begraben waren. Krafft war ein mitreißend-schneidiger Befehlshaber, der selbstbewusst dem österreichischen Verbündeten und den Standschützen beisprang. Sein Stab bezog Quartier im renommierten Gasthof „zum Elefanten“ in Brixen, wo sich im Gästebuch von 1915 seine markante Unterschrift findet. Krafft und seine Männer rechneten mit raschen Angriffswellen von italienischer Seite, die jedoch ausblieben, wie er am 25. Mai in seinem Tagebuch erstaunt vermerkte: „Ich erfahre, dass der Feind bis jetzt noch an keiner Stelle etwas Ernstes unternommen hätte. Der versteht sein Geschäft schlecht. Mit der Kriegserklärung hätte er auf allen Straßen einmarschieren müssen.“

Krafft selbst musste sich mit dem Landesverteidigungskommandanten Viktor Dankl abstim-

men, dessen Befehlsgewalt er unterstellt war. Dankl wollte die Kräfte des Alpenkorps auf die Abschnitte IV und V konzentrieren, den Raum Sexten-Toblach und das Fassatal, wo ein italienischer Einbruch am ehesten befürchtet wurde. Krafft und sein Korps brannten trotz mangelnder Gebirgsfahrung darauf, loszuschlagen und offensiv auch italienisches Territorium zu besetzen, wurden aber vom deutschen Hauptquartier gebremst: Denn noch befand sich Deutschland mit Italien nicht im Krieg, sodass Zurückhaltung geboten war. Indessen wurden Stellungen besetzt, ausgebaut und logistisch erschlossen, auch die Gebirgsausbildung nach Kräften nachgeholt.

Gutes Einvernehmen

Die Beziehung zur Tiroler Bevölkerung war gut, Offiziere und Mannschaften verstanden sich mit den Einheimischen, die den Bayern nach Kräften zuarbeiteten. Gegen die Standschützen hegte Krafft selbst zwar manchen Vorbehalt, seine Truppen aber fanden mit ihnen gutes Einvernehmen. Das Gefühl der Stammesverwandtschaft zwischen Bayern und Tirolern wirkte verbindend, hinzu kam noch der zumindest 1915 relativ leichte, im Vergleich zur „Blutmühle“ der französischen Westfront opferarme Stellungskrieg im Hochgebirge. Der spätere Philosoph Karl Löwith (1890-1973) schilderte den Einsatz als beinahe sportliche Episode: „Wir schossen mit unseren neuen Zielfernrohrgewehren abwechselnd auf Genssen und Italiener, die zu bestimmten Tageszeiten über eine Brücke des Travenanza-Baches das Essen zu einer Feldwache trugen.“ Dennoch wurden die Deutschen auch in heftige Abwehrkämpfe verwickelt. So hatte das Korps schließlich eine Verlustbilanz mit fünf gefallenen Offizieren sowie 79 Unteroffizieren und Soldaten zu beklagen, hinzu kamen Verluste durch Unfälle, Krankheit und Verwundung. Bereits im Oktober 1915 rückte das Alpenkorps wieder ab, „zum größten Leide aller“, wie die Geschichte des 3. Jägerregiments festhielt. Sein Einsatz in Tirol blieb in guter Erinnerung und wurde später zum Ausdruck einer „deutsch-österreichischen Waffenbrüderschaft“ ideologisch stilisiert. Die Bindung an Tirol und die Alpen äußerte sich im Tragen von Edelweiß-Abzeichen, die das Landesverteidigungskommando in ei-



Archiv Steiger, Innsbruck

Erinnerungsfoto einer Waffenbrüderschaft



Bayerisches Kriegesarchiv, München

General Konrad Krafft von Dellmensingen, der Kommandant des deutschen Alpenkorps, mit seinem Stab vor dem Brixner Hotel Elephant, seinem Hauptquartier

nem Kontingent von 20.000 Stück dem Korps bei Einsatzbeginn zusandte. Das Korps wechselte auf den serbischen Kriegsschauplatz, kämpfte dann im Westen bei Verdun, später in Rumänien und hatte im Oktober 1917 am letzten großen Sieg Österreich-Ungarns bei Flitsch-Tolmein wesentlichen Anteil. Im Rahmen des Großen Krieges war der Tiroler Einsatz des Alpenkorps eine Episode, die sich im Vergleich zu späteren Kämpfen nur allzu leicht erklären ließ. ■

Hans Heiss

» **Hans Heiss** ist in wichtigen Sammelbänden mit profunden Beiträgen zum Ersten Weltkrieg vertreten. Zuletzt: „Aufbruch in ein neues Jahrhundert“ in „Katastrophenjahre. Tirol und der Erste Weltkrieg“, herausgegeben 2014 im Universitätsverlag Wagner von Hermann J.W. Kuprian und Oswald Überegger.



Bayerisches Kriegesarchiv, München

Privates Erinnerungsfoto des Generals Krafft von Dellmensingen (mit "Ich" gekennzeichnet): Rast auf einer Inspektionsfahrt mit Thronfolger Karl Franz Joseph (Mitte).

Wie es den Menschen im Trentino erging

WÄHREND TAUSENDE JUNGE MÄNNER DES ITALIENISCHEN LANDESTEILS UNTER HABSBURGS FAHNE KÄMPFTEN UND STARBEN, WAR DEM MILITÄR GRUNDSÄTZLICH JEDER TRENTINER VERDÄCHTIG, WAS SCHIKANEN UND SCHLIMMERES ZUR FOLGE HATTE.



Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

Einer der jungen Trentiner, die 1914 für den Kaiser in den Krieg zogen.

Laut der Volkszählung von 1910 lebten in den italienischsprachigen Bezirken Tirols, also im Trentino, das die österreichischen Behörden Welschtirol nannten, ungefähr 350.000 Personen. Dabei handelte es sich um eine Bevölkerung, die von der Sprache und Kultur her durch und durch italienisch war, auch wenn diese „Italianness“ nicht automatisch mit politischer Identität gleichgesetzt werden kann. Tatsächlich war die Frage der ethnisch-sprachlichen Zugehörigkeit im Trentino erst ab dem Ende des 19. Jahrhunderts keine Privatangelegenheit mehr, sondern war Thema der öffentlichen Auseinandersetzung geworden. Zu einem großen Teil war die Politisierung der kulturellen Identität unter den „Italienern Österreichs“ die Folge der immer radikaleren Positionen der österreichischen Nationalisten sowie der unnachgiebigen Haltung der Tiroler Landesregierung und der Zentralre-

gierung in Wien, die jede Forderung nach einer Autonomie des italienischsprachigen Trentino ablehnten.

Traditionelle Kaisertreue

Trotzdem war am Anfang des Ersten Weltkrieges die Treue zum Kaiserhaus noch größtenteils ungebrochen. Alcide De Gasperi, damals Abgeordneter im Parlament in Wien und einer der einflussreichsten politischen Vertreter der italienischen Volksgruppe, war noch 1914 der Meinung, dass die traditionelle Kaisertreue immer noch das dominante Gefühl war, vor allem in den Tälern und auf dem Land. Der militante Irredentismus, der einen Anschluss an Italien forderte, war auf eine Minderheit beschränkt. Diese Kaisertreue kann auch die Reaktion der italienischen Volksgruppe auf die Generalmobilisierung im Juli 1914 weitgehend erklären, die man mit dem späteren Historiker Ernesto Sestan, der damals noch Student war, am ehesten als Resignation beschreiben kann.

Tatsächlich überraschte die Disziplin anlässlich der Einberufung und der Abreise der Trentiner (27.000 Soldaten 1914, deren Zahl bis zum Ende des Krieges auf 55.000 stieg) sogar die Behörden der Monarchie, die sich deutlich mehr Unruhen und eine weit größere Zahl von Wehrdienstverweigerern erwartet hatten. Es gab nur eine kleine Gruppe Wehrdienstverweigerer und Deserteure, nicht einmal 400 Personen, die größtenteils nach Italien flüchteten, wo sie den Kern der kleinen (700 Mann starken), aber sehr motivierten Legion der „Freiwilligen aus den unerlösten Gebieten“ bildeten, die später in den Reihen des italienischen Heeres kämpfte. Die Anführer dieser Freiwilligen wie der sozialistische österreichische Abgeordnete Cesare Battisti mussten diese Entscheidung mit dem Leben bezahlen. Sein bewusst auf sich genommenes „Martyrium“ (wie man das in der damaligen Zeit nannte) belastete das kollektive Gedächtnis in der Region noch viele Jahrzehnte lang. Nach der Eingliederung des Trentino in Italien galt als Krieg der Trentiner derjenige, in dem die 700 „italienischen“ Freiwilligen gekämpft hatten und nicht die 55.000 „Habsburgtreuen“.

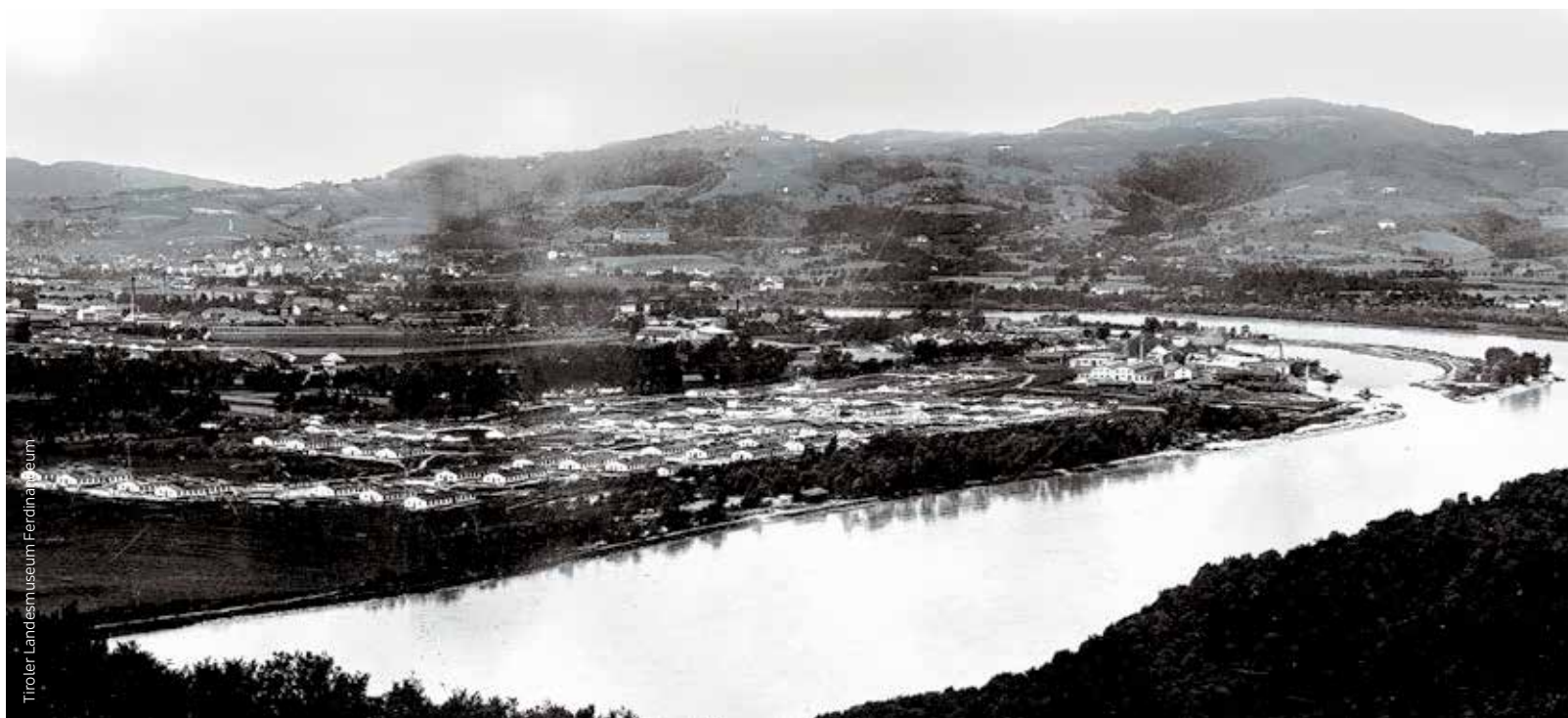
Dass ein Großteil der Bevölkerung sich in die

Einberufung fügte, war sicher auch auf die weit verbreitete Illusion zurückzuführen, dass der Krieg kurz sein werde. Dennoch zeigen die Erzählungen über den Abschied in Tagebüchern oder später geschriebenen Autobiographien ganz klar die Kluft zwischen der privaten Verzweiflung und der gezwungenen Fröhlichkeit der öffentlichen Feierlichkeiten anlässlich der Abreise der Soldaten: „Der Zug war geschmückt mit Blumen, Laub und Fahnen, doch die Gedanken waren düster, der Tod schien nicht mehr sehr weit entfernt zu sein“, schrieb Giovanni Zontini, ein einberufener Bauer. Die loyale Haltung gegenüber der Monarchie im Trentino wurde jedoch bald hart auf die Probe gestellt, nachdem die Tiroler Regimenter bei den ersten Kämpfen in Galizien regelrecht abgeschlachtet worden waren. Das war ein kollektives Trauma, von dem sich die Region nicht mehr erholte. Über 11.000 Trentiner fielen bis zum Ende des Krieges.

Misstrauen, Schikanen, Internierung, Evakuierung

Es lässt sich nicht genau sagen, ob die Abwendung der „Italiener Österreichs“ von ihrer Kaisertreue den Grund in diesem Blutbad hatte oder eher in der unbarmherzigen Verfolgung der italienischsprachigen Bevölkerung durch die Militärbehörden nach dem Mai 1915. Die Zivilbevölkerung wurde Ziel systematischer Unterdrückung, die in der Massendeportation italienischsprachiger Trentiner gipfelte, die man für politisch unzuverlässig hielt. Mehr als 2000 Personen, Männer, Frauen und Kinder, wurden in berüchtigten Lagern wie Katzenau bei Linz interniert, wo sie wie Strafgefangene behandelt wurden. Außerdem wurden über 75.000 Zivilisten aus den Grenzgebieten zwangsevakuiert und in Lager oder Flüchtlingskolonien in der ganzen Monarchie gebracht; Familien und Gemeinden wurden getrennt und an unterschiedlichen Orten untergebracht, die Lebensmittel- und Gesundheitsversorgung war völlig unzureichend und am Ende des Krieges betrug die Zahl der dort Verstorbenen mindestens 2000.

Andererseits war die Lage im Trentino besonders schwierig, da es als Grenz- und Kriegs-



Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

Panoramafoto des an der Donau bei Linz gelegenen Lagers Katzenau, wo ab Mai 1915 über 2000 den Militärbehörden verdächtig erscheinende Trentiner interniert waren. Das Bild entstammt einem von den Behörden angefertigten Album, das in den Besitz der Amtsbibliothek des Landes Tirol kam (heute Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum).

gebiet eine „doppelte Militarisierung“ erlebte. Einerseits schikanierten die Behörden der Monarchie die Zivilbevölkerung, da sie sie als feindliche Subjekte ansahen, andererseits war auch der Umgang des italienischen Heeres (das je nach persönlicher Einstellung als „Invasor“ oder „Befreier“ gesehen wurde) mit der Bevölkerung der von den Österreichern aufgegebenen Gebiete um nichts weniger von Misstrauen geprägt. An die 35.000 Trentiner wurden evakuiert und in Lagern untergebracht, die über ganz Italien verstreut waren, unter ihnen mindestens 4000 k.u.k. Soldaten, die von den Russen freigelassen und vor 1918 nach Italien zurückgeführt worden waren.

Aber auch wenn bis 1918 gegenüber den „Brüdern aus den unerlösten Gebieten“ Vorbehalte bestanden und man sie ziemlich schlecht behandelte, war die Haltung der italienischen Behörden nach Kriegsende gegenüber den Ex-Feinden äußerst wohlwollend. Die Soldaten der „neuen“, also der annektierten Provinzen des Königreichs Italien erhielten den Status von „italienischen Soldaten“ und bekamen den Wehrdienst in Österreich-Ungarn auf die italienische Pension angerechnet. Die Familien der für den Kaiser Gefallenen (inklusive derer, die im Kampf gegen die Italiener ihr Leben verloren hatten) bekamen die gleiche Unterstützung wie italienische Witwen und Waisen. Auch wegen dieser weitblickenden Politik entwickelte sich das Trentino in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ohne gesellschaftliche Konflikte. ■

Marco Mondini

(Übersetzung Susanne Costa)



Osterreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv

Schnapschuss eines Soldaten während der Evakuierung von Bondo in den Judikarien, dem südwestlichen Teil des Trentino

» Von **Marco Mondini** befindet sich im Sammelband „Katastrophenjahre. Der Erste Weltkrieg und Tirol“ (Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2014) ein (übersetzter) Beitrag zur Kriegserfahrung der italienischen Soldaten und zur italienischen Sicht des Gebirgskrieges und der Gebirgsfront.

Der industrialisierte Krieg auch in den Bergen

VON DEN DOLOMITEN UND DEN „SIEBEN GEMEINDEN“ ZUM PASUBIO, ZUM ISONZO UND ZUM PIAVE



Die Grenze zu Italien und die an manchen Stellen etwas zurückgenommene Verteidigungslinie im Mai 1915 (schwarz eingezeichnet). Die rote Linie zeigt den Frontverlauf nach der siegreich verlaufenen zwölften Isonzoschlacht (Oktober/November 1917), die sich dann bis Kriegsende nur wenig änderte.

Nachdem im Mai 1915 die Offensive in Galizien erfolgreich verlaufen war und im Juni die Russen hinter die alte Grenze zurückgedrängt worden waren, konnten die Tiroler Regimenter – jetzt vielfach schon mit Kämpfern aus anderen Kronländern „aufgefüllt“ – zurückgeholt werden. Sie mussten zuerst noch am Isonzo aushelfen, wo das italienische Oberkommando die ersten großen Offensiven startete, um schließlich ab Oktober 1915 die Hauptlast der Verteidigung an der Tiroler Front zu tragen. Drei Jahre lang sollte das Ringen um Grate und Gipfel dauern, bei dem der Kampf gegen die Gewalten der Natur vor allem im Winter oft mehr Opfer forderte als das feindliche Feuer. Wohl war es vor allem in den ersten Monaten, als es noch Möglichkeiten gab, den Frontverlauf zu korrigieren, ein Krieg der Bergführer und der tollkühnen Kommandounternehmen, doch erstarrte auch die Front in Fels und Eis bald im Stellungskrieg, entstanden weitverzweigte Stollensysteme, wurden ganze Gipfel in die Luft gejagt, beherrschten nicht mehr zielsichere Schützen, sondern kilometerweit reichende schwere Geschütze das Geschehen, hielt der industrialisierte Krieg Einzug in die Tiroler Bergwelt.

Kartengrafik: Hana Hubáľková



Typische Stellung im Fels der Tiroler Front

Soldatenlatein gegen den Horror der Realität

Romane und Filme der dreißiger Jahre, aber auch geschönte Regimentsgeschichten und die erinnerungsverklärten Schnurren ehemaliger Frontsoldaten haben vor allem den Dolomitenkrieg mit einem Hauch von Romantik überzogen, der so überhaupt nicht der Realität entspricht. „Freund, warum Du schießen auf mich“, habe ein Italiener zur österreichischen Stellung herübergerufen und von dort habe man geantwortet: „Weil Krieg isch, du Depp.“ Weihnachtsgeschenke habe man hin und her geworfen und zusammen sogar Karten gespielt in Kampfpausen, eine gemeinsame Bergtour vereinbart, wenn der Krieg endlich vorbei sei. Das eine oder andere mag einmal vorgekommen sein, öfter sind es Wanderaneddoten, Soldatenlatein sozusagen, das seinerzeit wohl oft über den allgegenwärtigen Horror hinweghelfen sollte. Aktenkundige Fälle von der italienischen Seite beweisen, dass kameradschaftliche Kontakte über Schützengräben hinweg als verbotene Fra-

Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

Wache am Ortler, dem höchsten Berg des Landes - ein berühmtes Foto, das wohl am besten die Extreme der Tiroler Front symbolisiert. Im Nordwesten verlief sie größtenteils in Schnee und Eis.



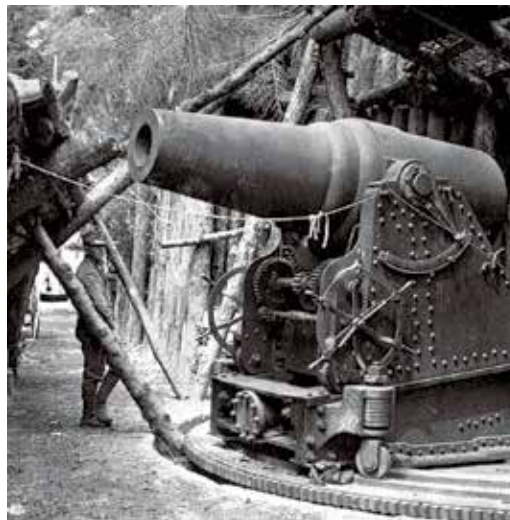
Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

ternisierungsversuche streng bestraft wurden. Eine Ahnung von der grausigen Realität des Gebirgskrieges geben ein paar Zeilen aus einem Brief des Kulturpublizisten und Verlegers Ludwig von Ficker an seine Frau Cissi. „Noch ist mein Mantel mit Blut bespritzt. Ich wage gar nicht, ihn aufzurollen. Sonst packt mich aufs neue das Entsetzen. An einem schmalen Felsband eng aneinander gekeilt, längs eines schwindeligen Abgrunds krampfhaft angeklammert an ein Drahtseil, haben wir stehend das fürchterliche Trommelfeuer über uns ergehen lassen müssen: Granaten jeden Kalibers, Wurfminen, einen Regen von Handgranaten, und bei dem geringsten Versuch, uns von der Stelle zu bewegen, hat uns Maschinengewehrfeuer den Weg verlegt - und ich lebe noch, bin unverwundet dieser Hölle entkommen. Ich kann es immer noch kaum glauben.“

Trotz aller Anstrengungen beider Seiten, ausgeklügelter Angriffspläne und einem gigantischen Einsatz an Menschen und Material - außer geringer Geländegewinne, da und dort verlorener oder gewonnener Gipfel, veränderte sich der Verlauf der Tiroler Front kaum. Auch die großangelegte Offensive vom Mai 1916, mit der Generalstabschef Conrad von Hötzendorf südöstlich von Trient, von Rovereto, Folgeria und Lavarone ausgehend, über Arsiero und die Hochfläche der Sieben Gemeinden in die Ebene von Vicenza vorstoßen wollte, brachte letztlich nur wenige Kilometer Geländegewinn. Für die Soldaten war es die Hölle. Und das ganze Unternehmen war sinnlos, weil die Kraft des Vorstoßes nie bis in die Ebene gereicht hätte und dort ein frisches Heer auf die Angreifer wartete. In geradezu verbrecherischer Weise wurden dafür - nicht anders als vorher in Galizien - zigtausende Männer in den Tod geschickt.

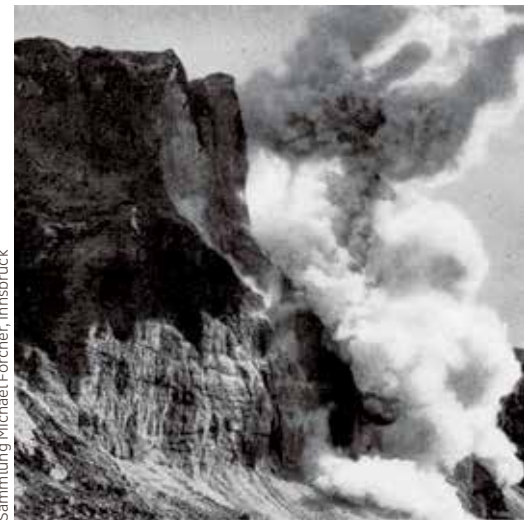
Vom Isonzo zum Piave

Die Geschichte des Dolomitenkrieges endet im November 1917 als Folge der mit Deutscher Unterstützung siegreich geschlagenen 12. Isonzoschlacht. Die am 24. Oktober 1917 am Oberlauf des Grenzflusses begonnene Offensive, an der sich wieder die besten Tiroler Einheiten beteiligten, wurde für die italienischen Truppen zum Fiasko. Sie flohen in völliger Auflösung, fanden selbst am Tagliamento noch keinen Halt.



Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

Schwere Artillerie statt Scharfschützen: Während der Offensive vom Mai 1916 erbeutetes italienisches Geschütz



Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

Sprengung der Lagazuoi-Vorkuppe im Tofanagebiet. Der herabstürzende Fels begrub die italienischen Stellungen unter sich.

300.000 ließen sich gefangennehmen. Ihre Verfolger erreichten am 9. November den Piave, der den neuen Frontverlauf vom Monte Grappa bis zur Adria mündung dieses Flusses bestimmte. Die Dolomitenfront hatten die Italiener aufgeben müssen. Vom Monte Grappa weg überquerte die Kampflinie jetzt die Brenta und verlief über die Hochfläche der Sieben Gemeinden zum Pasubio. Der gelungene Vorstoß brachte auch eine riesige Zahl an Gefangenen und wertvolles Kriegsmaterial als Beute. Auch die Versorgung der

Truppen war dank der eroberten Lebensmittelvorräte einige Zeit gesichert. Doch an der Heimatfront standen wochenlang fast keine Transportmittel zur Verfügung, die man dringend zur Anlieferung von Nahrung für die Menschen und Rohstoffen für die Industrie gebraucht hätte. Die zwölfte Isonzoschlacht brachte Österreich-Ungarn den letzten großen Sieg. Den inneren Zerfall des Habsburgerreiches konnte aber auch er nicht aufhalten.

Michael Forcher

Einer von Zigtausenden

WIE PEPI PROCHASKA DEN KRIEG ERLEBTE UND SEINE UNFREIWILLIGE REISE QUER DURCH EUROPA



Sammlung Walter Klier, Innsbruck

Pepi Prochaska, sein Vater Heinrich und der im September 1914 gefallene Bruder Heinrich vor dem Einrücken im Juli 1914

Mein Großvater, der 1888 geborene Josef Prochaska, genannt Pepi, rückte als Einjährig-Freiwilliger Anfang August 1914 mit der allgemeinen Mobilmachung zum Heer ein. Noch aus dem Zug von Innsbruck nach Wien schrieb er die erste von vielen Postkarten an seinen Vater, darin der denkwürdige Satz: „Bis jetzt ist der Krieg ganz lustig.“

Pepi nahm an den verheerenden Schlachten des Herbstes 1914 in Galizien teil und wurde im Oktober in der Nähe von Przemysl verwundet, nicht schwer, doch die Wunde heilte nicht gut, und er wurde zur Genesung nach Hause geschickt. Sein Bruder Heinrich war schon im September gefallen. In jenem Winter, da die Armeen einander in den Karpaten gegenüberstanden und der Kriegseintritt Italiens absehbar war, wurde die österreichisch-ungarische Heeresleitung auf einen speziellen Mangel aufmerksam: jenen an ausgebildeten Schiläufern. Und so kam es, dass Pepi, zum Schilehrer mutiert, einige Wochen lang auf der Poiana bei Kronstadt (heute Rumänien) damit beschäftigt war, die Mannschaft in der Kunst des Schneeschuhlaufts zu unterweisen.

„14. Jänner 1915. Das erstmal im Ragado-Tale. Es war einfach zum Bauchwälzen, wie meine

Leute im Schnee herumkugelten, als wir am Marsche dorthin einen kleinen Steilhang passieren mußten. Wie die Schneemänner mit Schnee beladen krabbelten sie immer wieder heraus.“

Im Mai 1915 begann die große Offensive gegen Russland; im September wurde Pepi, auf dem Gebiet des heutigen Weißrussland etwas westlich von Minsk, erneut verwundet. Mit der Extraportion Glück, die ihm sein ganzes weiteres, insgesamt 86 Jahre währendes Leben nicht ausgehen sollte, kam er wieder davon und fand sich, nach einem neuerlichen Genesungsurlaub in Innsbruck, zur Jahreswende 1915/16 in einem Schikurs wieder, diesmal im heutigen Osttirol.

Ab Mai 1916 nahm Pepi als Leiter einer „Skigruppe“ an der großangelegten Frühjahrsoffensive im Raum von Folgeria-Lavarone und der Sieben Gemeinden teil. Die Sache endete für ihn auf dem Pasubio, wo sich die Heere, im Fels verschanzt, buchstäblich von Angesicht zu Angesicht gegenüberlagen.

„Ich sitze hier in der Front mit den vereinigten Skikompanien I und II, die unter meinem Kommando stehen. Ich bewohne mit Kallab ein Felsennest, oben mit Brettern und Dachpappe notdürftig verschalt. Gestern erwarteten wir einen allgemeinen italienischen Angriff. Es wurde Gottlob nichts daraus.“ (28.10.1916)

Im November kam der Winter. „Von hier aus sieht man gewöhnlich die 200 Schritt entfernte feindliche Feldwache. Heute aber wütete einem ein Orkan entgegen, der es nicht erlaubte, auch nur auf Sekunden vor die Schnee-Brustwehr des Loches, in dem der Doppelposten stand, zu treten. Der Anführer meldete nun, Herr Oberlt., alles leuchtet heute, sogar die eisernen Rosetten auf unseren Kappen. Es war das in dieser Art höchst selten vorkommende St. Elmsfeuer bemerkbar. Ein regelrechtes elektrisches Gewitter ging los und es hagelte von 6 h bis nächsten Tag 4 h früh. Der Hagel lag 1/2 m hoch aus lauter kleinen aber kantigen eckigen Hagelkörnern bestehend. Um 4 h früh entlud sich Blitz auf Blitz mit mächtigen Donnerschlägen.“

Das Kriegführen beschränkte sich auf das verzweifelte Bemühen, das Überleben der Truppe in dieser Schneehölle zu organisieren. Insbesondere hatte man nicht bedacht, dass große Teile der Wege und Unterkünfte lawinengefährdet waren. „Gestern abends um 9.40 wurden wir alarmiert, denn das Brig. Kmdo sei durch eine Lawine verschüttet. Darauf watete ich bereits mit einer Laterne an der Spitze meiner Leute durch den meterhoch gewehten Schnee.



Sammlung Walter Klier, Innsbruck

Von den schmecken Uniformen der ersten Kriegswochen ist nicht viel übriggeblieben: Unterstand im Schützengraben am Monte Val Bella, Jänner 1918



Sammlung Walter Klier, Innsbruck

Unterkünfte am Pasubio, Winter 1916/17

An 5 Stellen mußten wir zugleich arbeiten. Es schaudert mich die Zahl der von uns geborgenen Leichen anzugeben. Wir legten die armen Unglücklichen, die ganz nackt waren, da sie sich entkleidet zu Bett gelegt hatten, auf einen Haufen. Den Anblick der durch Balkensplitter zerquetschten und durch die Kälte steifgefrorenen nackten Leichname werde ich mein Lebtag nicht vergessen.

An Kati viele Grüße, werde ihr noch einmal schreiben und für die guten Topfenkrapfen danken, habe aber auf Tage hinaus keine Zeit dazu.“ (6.12.1916)

Pepis Tagebücher und die Briefe an seinen Vater sind ein seltenes Dokument aus jener Zeit, in der Art, wie hier der Alltag des Soldatenlebens in allen Facetten beschrieben wird. In diesem Alltag geht es nur selten um Gefechte, sondern die meiste Zeit darum, ein Leben zu führen unter den denkbar unmöglichsten Umständen.

Ende 1917 versuchten die Österreicher im Ge-

biet der Sieben Gemeinden in Richtung Vicenza vorzustoßen. Alles geschah nun schon mit letzter Kraft; nicht nur auf den Fotos, auch in Pepis Briefen ist die Erschöpfung der Kriegführenden greifbar.

Im Mai 1918 wurde Pepi noch ins Ortlergebiet geschickt. „Ich gehe morgen in Stellung (3401 m). Eben erfuhr ich aus dem Verordnungs-Blatt, daß viele Oberleutn, die durch die Sturmgasse, die wir damals gebrochen hatten, erst hinter uns durchgekommen sind, mit dem Kronen-Orden dekoriert wurden. Das ist recht bitter, das Opfer der Ränke so eines Hundes von einem General zu werden.“ (5.5.1918)

Der letzte Brief datiert vom 31.10.1918: „Ich habe am 18. d. M. eine Art Schwammvergiftung durchgemacht. Es gab hier in der Stellung einen Tag nichts zu essen und so aßen wir getrocknete Schwämme. Mir wurde gleich sehr schlecht, bekam Brechdurchfall und große Schmerzen. Hier herrscht erbärmliche Kälte. Vom Feind ziemlich

unbelästigt. Ich habe eine Aktie zu 600 K zur Kommanditgesellschaft ‚Herold‘ gezeichnet. Wenn zu Dir die Aufforderung zur Einzahlung der Summe kommt, so bitte ich dies zu besorgen. Wir leben jetzt elend. Gestern abend erfuhren wir von der Räumung Venetiens. Ich bin über all diese Vorgänge ganz niedergeschmettert. Wenns so weiter geht, werden wir bald zu Hause sein.“

Auf dem Kuvert hat Vater Heinrich vermerkt: „Pepi angekommen am Donnerstag 6 1/2 h abds 7/11 918.“

Walter Klier

» Wer mehr über den **Leutnant Pepi** wissen möchte, für den gibt es das Buch „Leutnant Pepi zieht in den Krieg. Roman“ von Walter Klier, Limbus Verlag 2014 (Taschenbuchausgabe).

Die Kunst auf Kriegskurs

VIELE TIROLER MALER UND DICHTER STELLTEN SICH IN DEN DIENST DER PROPAGANDAMASCHINERIE, ANDERE – MANCHMAL AUCH DIESELBEN – SCHUFEN DÜSTERE GEGENWELTEN.



Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

Beliebte Lektüre, auch bei den Soldaten an der Front

Es ist hinlänglich bekannt, dass die so genannten vaterländischen Dichter und Künstler von der allgemeinen Kriegsbegeisterung des Jahres 1914 mächtig erfasst wurden und sich bereitwillig ins Getümmel warfen: mit monumental-dekorativen Gemälden und konventionellen Schützengrabenimpressionen, oder auch mit Gedichten und Theaterstücken, die den Kampf verherrlichten und den Heldentod.

Doch auch unter den Vorkämpfern der Moderne waren viele, die den Krieg geradezu heraufbeschworen und herbeisehnten und als einzige Chance sahen, die vielfach erstarrten, im materialistischen Denken gefangenen (spieß-)bürgerlichen Lebensformen aufzubrechen. Filippo Tommaso Marinetti feierte den Krieg schon im 1. Manifest des Futurismus (1909) als „einzige Hygiene der Welt“, Georg Heym sekundierte mit dem ebenso beeindruckenden wie (bild-)gewaltigen Gedicht „Der Krieg“ (1. Fassung 1911), und auch Robert Musil notierte 1914 unter dem Titel „Europäertum, Krieg, Deutschtum“ in der Berliner „Neuen Rundschau“: „Der Tod hat keine Schrecken mehr“; er meldete sich freiwillig zur Truppe, wurde zur Grenzsicherung ins Trenti-

no abkommandiert und fand schließlich im Juli 1916 ein neues Betätigungsfeld als Chefredakteur der „Tiroler Soldaten-Zeitung“ in Bozen.

Das zentrale Stichwort, das alle gern gebrauchten, hieß ‚Läuterung‘. Man versprach sich (und den Soldaten, die an die Front mussten) einen Reinigungsprozess, und beinahe niemand hörte auf warnende Stimmen, beispielsweise auf den Wiener Lyriker und Theatermacher Anton Wildgans oder auf Karl Kraus, dessen erste Passagen der Tragödie „Die letzten Tage der Menschheit“ seit 1915 aus Bekanntmachungen, Gerichtsurteilen, Kriegsberichten, Zeitungsartikeln wörtlich zitierten, was nichts anderes verdiente als ans Licht gezerrt und bloßgestellt zu werden.

Tiroler Kriegsgedichte

Die von Kraus so heftig attackierte Propagandamaschinerie aber lief wie geschmiert; und auch in Tirol haben sich vor allem Lyriker/innen bereitwillig ihrem Diktat gebeugt, unter ihnen, damals besonders prominent: Bruder Willram, Arthur von Wallpach. Und Angelika v. Hörmann, die Angst und Zweifel aus ihren Versen verbannt. In ihrem Gedicht „Den Zaghaften“, das 1916 in der „Tiroler Soldaten-Zeitung“ erschienen ist, wendet sie sich beispielsweise unverblümt an die Soldaten, sie zu trösten und gleichzeitig wieder aufzurichten:

„Laß das Sorgen, laß das Fragen,
Dieses ängstlich bange Klagen,
Daß die Kriegsnot nie sich wend'
Jeder Brand ward noch gekettet,
Jede Woge noch geglättet,
Jeder Kampf fand noch sein End!“

Derartige Gedichte werden zu dieser Zeit sowohl im katholisch-konservativen wie auch im deutschnationalen Lager verfasst und verbreitet. Die schlimmsten stammen von zwei Autoren, die als die bekanntesten Repräsentanten dieser beiden (noch um 1900 verfeindeten) Lager in Erscheinung getreten sind. Auf der einen Seite: Bruder Willram, eigentlich Anton Müller, zu seiner Zeit der einflussreichste Religionslehrer Tirols. Auf der anderen Seite: Arthur von Wallpach, ein Jung-Tiroler und Mitglied des „Brenner“-Kreises der ersten Stunde. In den Gedichtbänden Bruder Willrams, „Das blutige Jahr!“ und „Der heilige Kampf“, beide haben im Krieg etliche Auflagen erlebt, nimmt die Verklärung des Heldentodes den breitesten Raum ein; billiger Trost, wie im „Wiegenlied“:



Aus dem Buch „Thomas Riss. Künstler am Anbruch einer neuen Zeit“ von Hans-Peter Ofer, Tyrolia 2002.

Thomas Riss als Kriegsmaler im Einsatz

„Er ist gefallen: ich weiß nicht wie,
Ob's Kugel, ob's Säbel tat;
Sei' stille, mein Kind, und vergiß es nie:
Dein Vater war ein Soldat! [...]
Er ist gefallen: sei stille, sei still,
Mein Kind, und trage die Last;
Es war des Herrgotts heiliger Will',
Daß du keinen Vater hast!“

Wallpach, der renommierteste, gleichzeitig der militanteste Verfechter der deutschnationalen Fraktion, wehrte sich lange dagegen, im Einflussbereich der Klerikalen aufzuscheinen. Aber der Gedichtband „Heiliges Land“, den er 1914 herausbrachte, machte schon von allem Anfang an, durch den alles andere als ironisch gemeinten Titel, deutlich, dass der Autor bereit war, alte Berührungssängste zurückzustellen. Sein „Gebet um den Krieg“ z.B. ist zwar noch einer anderen Diktion verhaftet als die Kriegsgebete Bruder Willrams, aber in der Kernfrage, dass nichts schlimmer wäre als die Prolongierung des „faulen“ Friedens, stimmt Arthur von Wallpach mit dem dichtenden Priester ganz und gar überein.

Gegenwelten zur Kriegshysterie

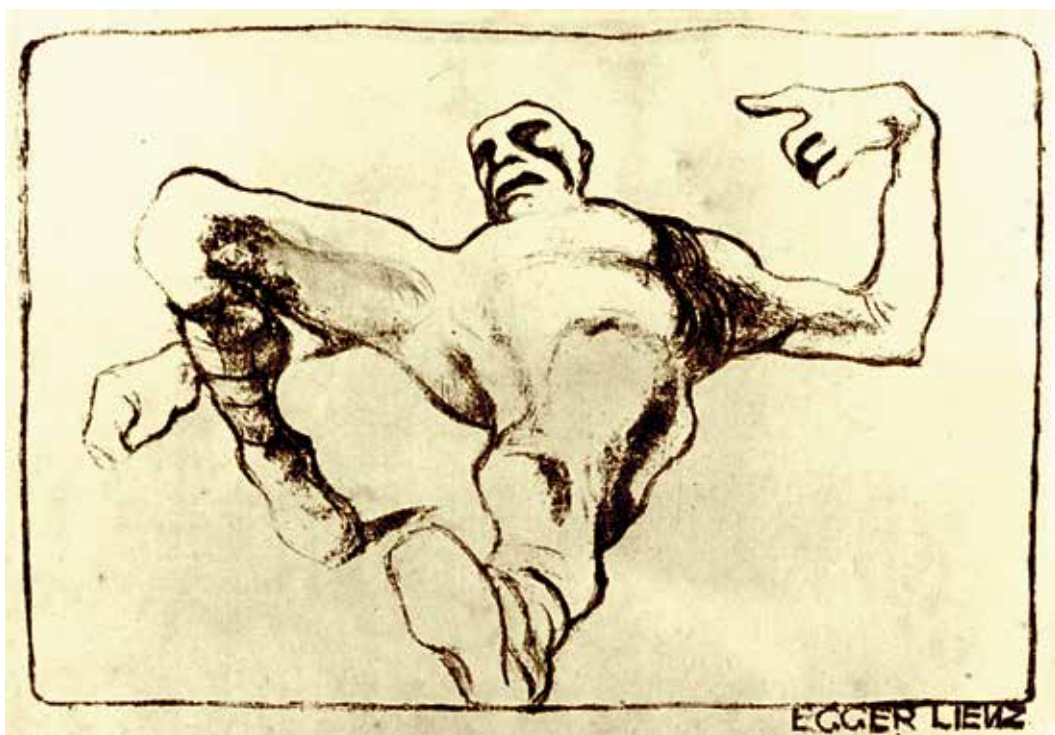
Die Kriegspropaganda der Tiroler Maler ist subtiler, denn sie scheinen ja nur abzubilden, was sie sehen: Stellungen, Kriegsalltag, Soldatengesichter. Dass auch damit die Stimmung im Sinne der Militärs beeinflusst werden konnte, war den Künstlern vielleicht gar nicht bewusst. Viele sind als offizielle Kriegsmaler unterwegs, andere halten – oft lange nachher – in Skizzen und Bildern fest, was sie als Soldaten an der Front oder in Gefangenschaft erleben oder erlebten. In dem Gemälde „Dolomitenwacht“ (1915) von Rudolf Glotz figuriert der Soldat ganz im Sinne der Propaganda als „Wächter der Heimat“; genau so sehen ihn die auf den Kriegskurs eingeschwenkten Dichter.

Wir kennen allerdings auch radikal andere Auseinandersetzungen mit dem Thema, nämlich die düsteren Kriegsbilder von Albin Egger-Lienz oder die Horrorszene Hans Piffraders, den das Grauen des Kriegs auch zehn Jahre danach nicht loslässt. Und in der Literatur vermittelt Georg Trakls letztes Gedicht „Grodek“, das Ludwig von Ficker im „Brenner“ erstmals abgedruckt hat, Gegenwelten zu den in der Kriegshysterie hergestoßenen Phrasen.



Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

Kriegspostkarte von Albin Egger-Lienz. Auch der damals schon berühmte Maler war eine Zeit lang Kriegsmaler, zu deren Aufgaben es gehörte, Illustrationen für werbeträchtige Postkarten zu schaffen. Eggers späteren Kriegsbilder waren freilich alles andere als propagandatauglich.



Privatbesitz

„Finale“, Lithographie von Egger-Lienz, eines seiner Bilder, die das Grauen des Kriegs und das sinn- und namenlose Sterben thematisieren.

„Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tötlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düster hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder. [...]“

Schon die ersten Verse vermitteln eindringliche Bildwelten, die alle Strategien der nationalen Identitätssicherung à la Bruder Willram oder Wallpach unterlaufen. ■

Johann Holzner

Bauern und Arbeiter an der Heimatfront

KRIEGSWIRTSCHAFT UND MILITÄRDIKTATUR KENNZEICHNETEN DAS LEBEN DER DAHEIMGEBLIEBENEN UND IHREN TÄGLICHEN KAMPF UMS ÜBERLEBEN



Sammlung Wörgötter, St. Johann

Seltenes Ereignis: „Ernteurlauber“ auf einem Bauernhof in Schwendt

„Selten oder nie hat das Land so viele Tränen gesehen wie in diesen Tagen.“ So beschreibt der Chefredakteur des beliebten „Tiroler Volksboten“ die Stimmung in der bäuerlichen Bevölkerung im August 1914. Sebastian Rieger, besser bekannt als „Reimmichl“, ist zwar von der Gerechtigkeit des Krieges überzeugt, er kennt aber auch die Sorgen und Nöte, die der Krieg besonders für die bäuerliche Bevölkerung bringt. Tirol war vor hundert Jahren tatsächlich noch ein Bauernland, mehr als 50 Prozent der Berufstätigen arbeiteten in der Landwirtschaft. Somit traf die Mobilisierung des Heeres die vielen kleinbäuerlichen Betriebe in Tirol besonders hart. Mitten in der Zeit der Heumahd mussten die wichtigsten männlichen Arbeitskräfte einrücken. In vielen Tagebüchern und Pfarrchroniken ist dieses Leid der Familien noch heute greifbar. Der Vordererbbauer aus Kitzbühel beschreibt in seinen Erinnerungen diesen traurigen Augenblick, als „man den Vater mit dem Koffer, begleitet von den weinenden Kindern und der Mutter einrücken sah [...]“.

Landwirtschaft unter dem Druck des Militärs

Für die Frauen bedeutete das Einrücken des Ehemannes nicht nur eine noch größere Arbeitsbelastung, sondern auch die Verantwortung für das Überleben des Hofes. Den nächsten schweren Schlag für die Landwirtschaft in Tirol brachte der Kriegseintritt Italiens und die damit verbundene Mobilisierung der Standschützen im Mai 1915. Der Bezirkshauptmann von Meran berichtete von Scharen weinender Bäuerinnen, die sein Amt belagerten, weil sie ihre Höfe nicht mehr weiterführen konnten. Obwohl die zivilen Behörden beim Militärkommando immer wieder um die Beurlaubung von landwirtschaftlichem Personal ansuchten, konnte das Problem während des gesamten Krieges nicht gelöst werden. Für die Militärbehörden zählte allein die Kampfbereitschaft des Heeres und so wurden einmal gewährte „Ernteurlaube“ oder „Anbauurlaube“ immer wieder gestrichen, wenn es die militärische Situation verlangte.

Seit 1915 gehörte Tirol zum engeren bzw. weiteren Kriegsgebiet. Dieser Status bedeutete vor allem eine enorme Machtfülle des Militärs, der sich alle zivilen Interessen unterzuordnen hatten. In Tirol war es ab diesem Zeitpunkt für



Sammlung Urbanek, Lofen

Requiriertes Heu wird ins Ortlagebiet gebracht, wo die dort eingesetzten Tragtiere versorgt werden müssen.



Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

Lange Schlangen vor den Milchausgabestellen gehören nach 1915 zum Alltag der Tiroler Städte.

die Militärbehörden relativ einfach, auf die landwirtschaftliche Produktion zuzugreifen. Der Nachschub an Schlachtvieh oder Futtermitteln wurde im Wege von Requirierungen bewerkstelligt. Die Anforderungen des Heeres betragen im Mai 1915 4.500 Stück Schlachtvieh monatlich. Eine solche Menge konnte nur aufgebracht werden, wenn auch Milchkühe und Zugtiere geschlachtet wurden. Dieser Raubbau an der Tiroler Landwirtschaft setzte sich auch bei den Heuablieferungen fort. Viele Bauern wussten nicht, wie sie ohne entsprechenden Heuvorrat ihr Vieh über den Winter bringen sollten. Oft mussten wieder Kühe geschlachtet werden, obwohl die Milchrationen in den Städten immer weiter gesenkt wurden.

Lange Schlangen vor den Milchausgabestellen gehörten in den Tiroler Städten, und insbesondere in der Landeshauptstadt, seit dem Jahr 1915 zum Alltag. In den Zeitungen wurde ein erbitterter Kampf darum geführt, wer dafür verantwortlich zu machen sei, dass im Bauernland Tirol die Familien in den Städten stundenlang für einen Viertelliter Milch anstehen mussten. Dabei wurden die Bauern oft als wucherische Preistreiber beschimpft. Das Argument des Bauernbundes, dass durch die militärischen Requirierungen die Milchproduktion stark zurückgegangen war, wurde dagegen in den Städten nur wenig gehört. Grundsätzlich führte die ständige Verknappung der Lebensmittel zu verstärktem Misstrauen und zu Vorurteilen zwischen der ländlichen und der städtischen Bevölkerung in Tirol.

Der Kriegsausbruch 1914 und die Mobilisierung brachten auch für Industrie und Gewerbe in Ti-



Chronik Alfred Längner, Jenbach

Die auf die Produktion von Artilleriegeschossen umgestellten Jenbacher Berg- und Hüttenwerke gehörten zu den wichtigen Kriegsleistungsbetrieben.

rol große Schwierigkeiten mit sich. Durch das Einrücken der Soldaten verloren die Betriebe wichtige Arbeitskräfte. Das Bahnnetz war nun völlig für den Truppentransport in Beschlag genommen, sodass bald die Rohstoffe und Betriebsmittel in den Firmen zur Neige gingen.

Exportorientierte Unternehmen wie die Glaschleiferei Swarovski mussten hunderte Arbeiter und Arbeiterinnen entlassen. Für viele Arbeiterfamilien bedeutete der Kriegsausbruch vor allem Arbeitslosigkeit und fehlenden Lohn bei gleichzeitig steigenden Preisen für Nahrungsmittel.

Alle Arbeitskraft für den Krieg

Zu Beginn des Jahres 1915 war die Umstellung der Tiroler Wirtschaft auf die Kriegsproduktion weitgehend gelungen und die Arbeitslosigkeit konnte beseitigt werden. Für die Unternehmer brachten die Heeresaufträge enorme Gewinnchancen. Der Staat wiederum war an einer möglichst reibungslosen und billigen Produktion interessiert. Deshalb wurden im Laufe des Krieges zahlreiche namhafte Tiroler Firmen zu so genannten Kriegsleistungsbetrieben erklärt. Der Unternehmer konnte mit der bevorzugten Lieferung von Rohstoffen rechnen, der Transport und die Abnahme der kriegswichtigen Ware waren gesichert. Der Hauptvorteil bestand aber darin, dass die Arbeiter in einem Kriegsleistungsbetrieb den Anordnungen des militärischen Betriebsleiters zu gehorchen hatten und bei Vergehen der Militärgerichtsbarkeit unterworfen waren.

Je stärker das Militär Arbeitskräfte für den Kriegsdienst einzog, umso stärker war man bestrebt, das noch verbleibende Arbeitskräftepotenzial „optimal“ auszunützen. Das bedeutete vor allem, dass Arbeiterschutzbestimmungen sukzessive abgeschafft wurden. So wurde etwa das Nachtarbeitsverbot für Jugendliche und Frauen aufgehoben, damit man diese Arbeitskräfte rund um die Uhr in den Betrieben einsetzen konnte. Die erhöhte Disziplinargewalt in den Kriegsleistungsbetrieben wurde aber auch zur Bestrafung unliebsamer Arbeiter eingesetzt. In der Firma Köllensperger in Innsbruck forderten die Arbeiter eine Lohnerhöhung sowie die Verkürzung der Arbeitszeit. Die Firmenleitung lehnte das Ansuchen ab und entledigte sich der aufsässigen Arbeiter. Sie wurden als entbehrlich bezeichnet und umgehend zum Kriegsdienst eingezogen. Nicht zuletzt solche Maßnahmen führten zusammen mit der immer stärkeren Versorgungskrise schließlich 1918 zu einer Radikalisierung der Tiroler Arbeiterschaft. ■

Matthias Rettenwander

» Von **Matthias Rettenwander** gibt es zwei grundlegende Bücher zur Situation der Tiroler Bevölkerung zwischen 1914 und 1919: „Stilles Heldentum? Wirtschafts- und Sozialgeschichte Tirols im Ersten Weltkrieg“, erschienen 1997 als Band 2 der Reihe Tirol im Ersten Weltkrieg. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, sowie „Der Krieg als Seelsorge. Katholische Kirche und Volksfrömmigkeit in Tirol im Ersten Weltkrieg“, erschienen 2005 als Band 5 derselben wissenschaftlichen Reihe.

Tiroler Frauen im Krieg

ÜBERGROSSE BELASTUNGEN ABER KEIN SCHUB IN RICHTUNG EMANZIPATION



Stadterchiv Innsbruck

Frauen, die Straßenbahnen lenkten oder als Schaffnerinnen im Einsatz waren, verdeutlichen die „Unordnung der Geschlechter“ durch den Krieg: Tätigkeiten waren nun akzeptiert, die bis dahin als unweiblich gegolten hatten.

In Tirol gibt es wie in vielen Ländern Europas Denkmäler für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs. Sie gehören zu einer bestimmten Form der öffentlichen Erinnerungskultur, die die gefallenen Soldaten zu „Helden“ (v)erklärte und damit die ungeheuren individuellen Verluste von Menschenleben umdeutete als Opfer für die Nation. Die Entbehrungen der Zivilgesellschaft im Krieg verschwanden hingegen allmählich aus dem öffentlichen Bewusstsein. Zugleich fielen damit die Erfahrungen von Frauen während der Jahre 1914 bis 1918 dem Vergessen anheim.

Weniger Städterinnen, aber von ihnen wissen wir mehr

Im Kronland Tirol lebten um 1900 noch 83 Prozent der Bewohner am Land, in Gemeinden unter

5000 Einwohnern. Die Lebenswelt der Mehrheit der Tiroler Frauen war ländlich geprägt. Allerdings wissen wir über Kriegserfahrungen von Städterinnen viel mehr, weil sich mehr Quellen von ihnen und über sie erhalten haben. Das führt(e) dazu, dass die Kriegserfahrungen von Frauen in den Städten unsere Vorstellung von weiblichem Leben im Krieg insgesamt (noch immer) bestimmen. Bestes Beispiel dafür sind die Bilder von der Straßenbahnschaffnerin und -lenkerin, die überall in Europa zu Ikonen weiblicher Arbeit in Kriegzeiten wurden.

Vielfach wird geglaubt, dass der Erste Weltkrieg einen Schub Richtung Berufstätigkeit von Frauen außer Haus und damit einen Schritt Richtung Emanzipation dargestellt habe. Weder für ganz Österreich-Ungarn noch für Alt-Tirol stimmt

dies jedoch: Die Anzahl der Frauen in Lohnarbeit (Tirol 1910: rund 83.000) nahm insgesamt nicht zu, verlagerte sich allerdings aus den Sektoren traditioneller Berufstätigkeit (z.B. Textilindustrie und Gewerbe, Nahrungsmittelproduktion, Fremdenverkehr) in kriegsrelevante Bereiche (z.B. Geschoss- und Munitionsproduktion). Die Zahl der Frauen, die in Gewerbebetrieben als Familienangehörige mithalfen, ist schwer zu beziffern. Frauen, die kleine Kinder oder ältere Angehörige zu versorgen hatten, suchten mit Heimarbeit ihre Einkommenssituation zu verbessern. Schätzungsweise lag ihre Zahl in Tirol gleich hoch wie jene der in Fabriken arbeitenden Frauen.

Am Hof mehr Arbeit und schwierige Entscheidungen

Die meisten Frauen im Kronland Tirol (rund 256.000) arbeiteten in der Landwirtschaft. Als im Sommer 1914 etwa ein Drittel der in der Tiroler Landwirtschaft beschäftigten Männer eingezogen wurde, hatte das erhebliche Auswirkungen auf die traditionelle Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen auf Bauernhöfen. Die Situation verschärfte sich weiter nach dem Kriegseintritt Italiens, da nun auch ältere Männer an die Front kamen. Frauen übernahmen dann zu ihren üblichen Tätigkeiten am Hof auch jene der Männer: im Stall, hinter dem Pflug, auf den Feldern oder bei Holzarbeiten. Neben der gestiegenen körperlichen Belastung mussten Frauen nun wirtschaftlich relevante Entscheidungen allein treffen: wann mit der Aussaat oder der Ernte beginnen, welches Vieh wann wem zu welchem Preis verkaufen.

Bereits ab Frühjahr 1915 wurden Kriegsgefangene als Hilfskräfte in der Landwirtschaft eingesetzt. Durch die gemeinsame Arbeit wurde aus dem gefangenen Feind ein Mitmensch, oft in der Hoffnung, dass die eigenen männlichen Angehörigen es auch gut treffen würden. Wenn es zu sexuellen Beziehungen mit den kriegsgefangenen Männern kam, war dies in einer katholischen Gesellschaft für beide Beteiligten riskant. Neben Geld- oder Arreststrafen wurden Frauen medial an den Pranger gestellt, indem Zeitungen namentlich über sie berichteten. Die männliche Öffentlichkeit empfand Beziehungen zwischen den „eigenen“ Frauen und den „fremden“ Männern als Angriff auf die nationale Integrität.

Da die Versorgung des Militärs absoluten Vorrang hatte, fehlten dem Hinterland bald die



Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

Ob im Weinbau oder in der Viehwirtschaft: Frauen trafen die Entscheidungen, bei der Arbeit hatten sie meist nur die Kinder und alte Männer als Hilfen.

„Soldatinnen des Hinterlandes“

Gerade Vertreterinnen der Frauenvereine aller politischen Lager hatten in den ersten Kriegsmontaten die Frauen mobilisiert, als „Soldatinnen des Hinterlandes“ ihren Beitrag zu leisten. Es wurden Näh- und Strickstuben eingerichtet, die „Liebesgaben“ (z.B. Socken, Leibwärmer) für die Front herstellten, und „Kriegsküchen“ betrieben. Die „soziale Mütterlichkeit“ motivierte viele Frauen zur freiwilligen Krankenpflege beim Roten Kreuz: Nicht nur in Spitälern des Hinterlandes bei (Schwer)Kranken oder an den „Labestationen“ der Bahnhöfe, bei denen die Verwundeten in den Zügen betreut wurden, sondern auch in Kampfgebieten. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr benötigte die Armee „weibliche Hilfskräfte im Feld“, etwa in der Festungsstadt Trient oder als Trägerinnen bei der Versorgung von Höhenstellungen.

Front und Hinterland waren auch durch die zahlreichen Feldpostbriefe verwoben. Beide Seiten filterten zunächst ihre jeweiligen Kriegserfahrungen, um die Angehörigen nicht zu beunruhigen. Ab 1916 ließ diese Zurückhaltung nach, auch konnte die Feldpostzensur schon wegen der Unmenge an Briefen nicht viel ausrichten.

Das Ende des Krieges an der Front brachte für die Frauen in den Städten und am Land keine sofortige Änderung ihres (Über-)Lebens und Arbeitens im Mangel. Von der raschen Rückkehr zur traditionellen Geschlechter-Ordnung versprach sich die Gesellschaft Normalität und Linderung der Kriegs-Traumata. Für rund 125.000 Witwen in der Republik (Deutsch-)Österreich gab es dies nicht. Die Erlangung des Wahlrechts 1918 in Österreich haben daher die wenigsten Frauen als Entschädigung für ihre Kriegsanstrengungen empfunden.

Gunda Barth-Scalmani



Sammlung Barth-Scalmani

Frauen am Land mussten Männer und Zugtiere ersetzen, Propagandabilder wurden von der Wirklichkeit eingeholt (Rot-Kreuz-Kriegsfürsorge Karte Nr. 572)

Nahrungsmittel. Löhne und staatliche Unterstützung für Angehörige von Soldaten hielten mit den Preisen nicht Schritt, und so stellte die Bewältigung des Alltags die Bezieherinnen kleiner Löhne („Fabriklerinnen“) und Gehälter (Lehrerinnen, „Ladenfräulein“) vor immer schwierigere Probleme, zumal wenn sie Kinder oder ältere Angehörige hatten. Infolge des Mangels wurden bereits ab 1915 Bezugscheine für Lebensmittel

und wichtige Güter (Fette, Seifen) eingeführt. Die Vereinbarung von Erwerbsarbeit und Lebensmittelbeschaffung wurde mit der Führung eines Haushalts, der damals noch stark auf individueller Vorratswirtschaft (Eiereinlegen in Kalk, Einkochen von Obst und Gemüse) aufbaute, nach dem Winter 1916/17 immer schwieriger. Ausbleibende Lebensmittellieferungen führten ab 1917 immer häufiger zu Protesten.

» Ausführlicher behandelt **Gunda Barth-Scalmani** das Thema in dem neuen Sammelband „Katastrophenjahre. Der Erste Weltkrieg und Tirol“, der soeben im Universitätsverlag Wagner erschienen ist.

In Russland starb jeder fünfte Kriegsgefangene

IN TIROL WURDEN RUSSEN VORWIEGEND BEIM STRASSEN- UND BAHNBAU EINGESETZT, ABER AUCH IN DER LANDWIRTSCHAFT, WO SIE DIE AN DER FRONT KÄMPFENDEN MÄNNER ERSETZEN MUSSTEN.



Aus dem Buch „Kaiserschützen. Tirol-Vorarlberger Landsturm und Landschützen“, Wien 1933

Tiroler Kriegsgefangene in Sibirien, der Zweite von links ist der bekannte Historiker Otto Stolz. Offiziere erlebten die Gefangenschaft unter wesentlich besseren Bedingungen als ihre Mannschaften.

Christliches Andenken im Gebete
an den Kaiserjäger-Patrouilleführer
Johann Beihammer
vom Rainerbauern in Brixen im Thale.
Geboren am 16. Oktober 1880, fand er als Kriegsgefangener in Nowo Nikolajewsk (sibir. Rußland) den schönen Tod fürs Vaterland.
Er ruhe im Frieden!
Du warst daheim ein braver Sohn
Der Mutter Trost und Freude;
Ein schöner Tod war nun dein Lohn
Im Kaiserjägerkleide.
Als Opfer für das Vaterland
Nahm Gott dein junges Leben,
Es wird dir keine milde Hand
Die ew'ge Heimat geben.
Der Wille Gottes ist geblieb'n,
Wir wollen nicht mehr weinen;
Gott wird zu ew'gem Wiederseh'n
Im Himmel uns vereinen.
Buchdruckerei „Evofia“, Innsbruck. 3066 16

Tiroler Ehrenbuch

Krieg hat viele Gesichter – aber nicht jedes ist in der kollektiven Erinnerung präsent. Eine Facette, die oft in Vergessenheit gerät, ist die Kriegsgefangenschaft. Von den insgesamt ca. 73 Millionen im Ersten Weltkrieg mobilisierten Männern gerieten bis zu neun Millionen in Gefangenschaft; d.h. jeder achte Soldat war davon betroffen. Vor allem die russische und die österreichisch-ungarische Armee hatten diesbezüglich enorme Verluste zu beklagen. So fielen etwa 2,9 Millionen russische Soldaten und Offiziere in die Hände der Mittelmächte, während 2,77 Millionen Angehörige der k.u.k. Armee von den Entente-Truppen gefangen genommen wurden. Die überwältigende Mehrheit dieser Kriegsgefangenen hatte ihr Schicksal an der Ostfront ereilt. Schlussendlich befanden sich rund 2,1 Millionen österreichisch-ungarisches Militär, darunter vermutlich 16.000 bis 17.000 Tiroler, in russischer Gefangenschaft, während in etwa 1,3 Millionen Russen in

Sterbebildchen des in russischer Kriegsgefangenschaft gestorbenen Tirolers Johann Beihammer vom Rainerbauern in Brixen im Thale. Ob es wirklich ein „schöner Tod“ war?

der Habsburgermonarchie interniert waren. Aller Individualität der Erfahrungen zum Trotz lassen sich fünf Charakteristika der Kriegsgefangenschaft im Ersten Weltkrieg herausarbeiten. Erstens waren hunderttausende Gefangene klimatischen Extremen ausgesetzt. So stellten die harten sibirischen Winter und die trockenen Sommer Turkestans für die österreichisch-ungarischen Gefangenen eine ähnliche Grenzerfahrung dar, wie für einen aus Zentralasien stammenden Infanteristen die Arbeit in und auf den Tiroler Bergen. Der bekannte Tiroler Maler und Reserveoffizier Max von Esterle, der im März 1915 beim Fall der Festung Przemysl in russische Gefangenschaft geraten war, schrieb aus dem westsibirischen Barnaul: „Ich erwarte den sibirischen Winter mit Ungeduld und sehne mich sehr nach der Heimkehr.“

Schlechte Versorgung und schlimme Zustände in den Lagern

Zweitens waren die europäischen Großmächte mit der Unterbringung und Versorgung der Gefangenen bisweilen überfordert. Denn die in den ersten Monaten teils provisorisch errichteten Unterkünfte, aber auch die Kriegsgefangenenlager platzten aus allen Nähten. Die hygienischen



Sammlung Christian Strasser, Söll

Russische Kriegsgefangene beim Straßenbau in Söll, 1916

Zustände, sowie die Versorgung mit Lebensmitteln, Bekleidung und Medikamenten lies vielerorts zu wünschen übrig. Die Folge: Hunger, Kälte, Typhus-, Pocken- und Ruhrepidemien, die über Monate nicht unter Kontrolle gebracht werden konnten und hunderttausenden Gefangenen das Leben kosteten. In Russland starben neueren Untersuchungen zufolge zwischen 18 und 20 Prozent der Kriegsgefangenen (d.h. 400.000 bis 470.000 Männer). Vergleichsweise niedriger war die Mortalitätsrate in den Lagern Österreich-Ungarns, wo 7,5 bis 10 Prozent, d.h. 134.000 bis 230.000 Gefangene nicht überlebten.

Dies führt uns zum dritten Charakteristikum. Die Kriegsgefangenen – insbesondere die Mannschaftssoldaten – litten vielerorts große Not. Obzwar das Völkerrecht es anders bestimmte, hing ihr Überleben oft von der Unterstützung ihres Heimatstaates ab. Daher leiteten die Regierungen in Wien, Berlin und Petrograd bald schon Hilfsmaßnahmen für ihre Kriegsgefangenen im feindlichen Ausland ein. 390 Eisenbahnwaggons mit Liebesgaben wurden allein im Winter 1915/16 von den Mittelmächten nach Russland versandt.

20.000 bis 25.000 Gefangene auf Arbeitseinsatz in Tirol

Die Situation der gefangenen Soldaten verbesserte sich mit dem 1915 einsetzenden Arbeitseinsatz, der völkerrechtlich abgedeckt war und von dem Offiziere explizit ausgenommen waren. Die großen Lager begannen sich zu leeren und

innerhalb kürzester Zeit arbeiteten auch in Altirol zwischen 20.000 und 25.000 Kriegsgefangene. Die größten öffentlichen Baustellen auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Tirol, die mit Hilfe landfremder Soldaten betrieben wurden, befanden sich in den Bezirken Imst und Kufstein. Ein Gros der Gefangenen war im Infrastrukturbereich tätig. Allein für den Bau der Konkurrenzstraße in Thiersee wurden teilweise bis zu 700 Mann benötigt, so auch beim Straßenbau im Pitztal. Für Bahnarbeiten wurden Kriegsgefangene vor allem im heutigen Südtirol und Trentino herangezogen. So war beispielsweise ein Großaufgebot von etwa 6.000 Kriegsgefangenen zwischen September 1915 und Februar 1916 beim Bau der Grödnertalbahn zwischen Klausen und Plan beschäftigt. Das verstieß im Grunde gegen die Bestimmungen des Völkerrechts, weil diese Bahnlinie von großer Bedeutung für den Nachschub an die Dolomitenfront war. Eindeutig völkerrechtswidrig war jedenfalls der Einsatz von kriegsgefangenen Soldaten im Front- und Etappenraum der Südwestfront beim Transport der schweren Geschütze im Hochgebirge und beim Stellungsbau.

Zusätzliche Arbeiter bedeuteten aber auch zusätzliche Esser – und das in einer Zeit, in der die Versorgung der eigenen Bevölkerung bereits zum Problem geworden war. Der chronische Mangel an Futtermittel, Dung, Saat und Arbeitskräften in der Landwirtschaft zeigte relativ rasch seine Folgen. Bereits im Frühjahr 1915 waren vom Militärkommando Innsbruck drei Kriegsgefangenen-

abteilungen zu je 500 Mann für den Einsatz in der Nordtiroler Landwirtschaft bereitgestellt worden. Die kleinbäuerlich dominierte Struktur der Tiroler Landwirtschaft machte aber den Einsatz von größeren Arbeiterpartien nahezu unmöglich. Häufig wurden die Gefangenen in Kleingruppen – in manchen Fällen auch einzeln – den landwirtschaftlichen Betrieben zugewiesen. Zwar litten auch diese Kriegsgefangenen oft an mangelnder Verpflegung und Bekleidung, aber im Vergleich zu ihren im Straßen- und Eisenbahnbau eingesetzten Kameraden scheint es ihnen besser ergangen zu sein. Wer Glück hatte, wurde wie einer behandelt, der vor Kriegsausbruch zum Hofgesinde gehörte.

Späte Heimkehr

Schließlich war für die Kriegsgefangenschaft im Ersten Weltkrieg charakteristisch, dass sie an vielen Fronten über die Waffenstillstände und Friedensschlüsse hinaus andauerte. Am längsten währte sie im Osten, wo die schleppenden Friedensverhandlungen und der russische Bürgerkrieg einem raschen Heimtransport der deutschen und österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen im Weg standen. Der Großteil des 2. Landsturmregiments, das beim Fall von Przemyśl im März 1915 in russische Gefangenschaft geraten war, kam erst nach 1920 in die Heimat zurück. 1922 kehrten die letzten ehemals österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen aus Russland heim. Aus wirtschaftlichen Gründen verzögerten aber auch die Regierungen in Wien und Berlin den Heimtransport der russischen Gefangenen, deren Arbeitskraft während des Krieges unverzichtbar geworden war. ■

Matthias Egger
Corinna Zangerl



Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

Zwei Russen, die längere Zeit in Prägraten in Osttirol arbeiteten.

» **Corinna Zangerl** arbeitet zur Zeit an einer vom Tiroler Wissenschaftsfonds geförderten Pilotstudie zum Thema „Russen als Hilfsarbeiter. Kriegsgefangene verbessern die Infrastruktur (Nord-)Tirols.“ Die Forschungen von **Matthias Egger** zum Thema „Kriegsgefangenschaft im Ersten Weltkrieg“ ist ausführlich zusammengefasst im schon mehrfach zitierten Sammelband „Katastrophenjahre“ (Universitätsverlag Wagner, 2014)

Das bittere Ende: Hunger, Not und fatale Fehler

DIE KATASTROPHALE ERNÄHRUNGSSITUATION IM LETZTEN KRIEGSJAHR, DER REGIERUNGSANTRITT KARLS I. UND DAS VERSAGEN DES K.U.K. OBERKOMMANDOS BEIM ABSCHLUSS DES WAFFENSTILLSTANDES VOM 3. NOVEMBER 1918

Seit November 1916 hatte Österreich-Ungarn einen neuen Herrscher. Franz Joseph I. war gestorben, mit ihm eine Gestalt, die das morsche Staatsgebilde irgendwie noch zusammenhielt. Eine Reform, die allein es in die Zukunft retten hätte können, war von ihm nie zu erwarten gewesen. Vielleicht hätte es der in Sarajewo ermordete Thronfolger Franz Ferdinand geschafft, eine neue, alle zufriedenstellende Form des Zusammenlebens der verschiedenen Nationen im Donaauraum einzuführen. Es ist zu bezweifeln. Erzherzog Karl Franz Joseph, der nun als Kaiser Karl I. und König Karl IV. von Ungarn den Thron bestieg, war zwar voll guten Willens, er war jedoch zu jung, zu unerfahren und hatte keine große Persönlichkeit als Berater an seiner Seite. Es war auch zu spät. Seine geheimen Friedensbemühungen im Jahr 1917 waren erfolglos und kosteten ihm noch dazu Ansehen und Glaubwürdigkeit, als sie im Frühjahr 1918 bekannt wurden und er sich von ihnen distanzierte, um den deutschen Bündnispartner zu beruhigen. Positiv war nur der Friedensschluss mit der neu gegründeten Ukraine (9. Februar 1918), mit dem revolutionären Russland (3. März 1918) und Rumänien (7. Mai 1918).

Im Heer mehrten sich Meutereien und Desertionen, und am politischen Parkett, das der Kaiser durch die Wiedereinberufung des Reichsrats belebt hatte, zeigte es sich ganz offen, dass jedes der darin vertretenen Völker eigene Wege gehen wollte. Als Karl im Oktober die Konsequenzen zog und alle Nationen der Monarchie dazu aufrief, im Rahmen eines Bundesstaates eigene Vertretungskörperschaften zu bilden, war dies nicht die Rettung im letzten Moment, sondern das Signal zum Auseinanderbrechen.

Hunger und Not der Zivilbevölkerung

In der Bevölkerung, auf der Straße und in den Betrieben, wurden diese Vorgänge wenig diskutiert, ja nicht einmal um das Geschehen an den Fronten drehten sich die Gespräche. Am ehesten noch waren die Friedensschlüsse im Osten ein Thema, konnte man sich doch davon eine Erleichterung der katastrophalen Ernährungslage erhoffen. „Brotfrieden“ nannte man den Vertrag mit der Ukraine, denn darin ging es in



Archiv Haymon Verlag

Der neue Kaiser: Karl I.

erster Linie um ausreichende Getreidelieferungen. Was wirklich interessierte, waren Tipps zum Überleben, wie man an Brot oder Milch kommen konnte. Spätestens mit Jahreswende 1917/18 erreichte die Hungersnot das Ausmaß einer Katastrophe, die ersten Toten waren zu beklagen. Dass zugleich viele Dinge des täglichen Bedarfs nur noch selten zu bekommen waren, tritt gegenüber dem Mangel an Nahrungsmitteln in den Hintergrund. Die Mangel- und Unterernährung war Schuld am rapiden Anstieg der Kindersterblichkeit – jedes vierte bis fünfte Kind starb im ersten Lebensjahr – und an der Anfälligkeit der Menschen für Krankheiten jeder Art. Dass es sich gleichzeitig die hohen Militärs gut gehen ließen, ja nicht selten – wie gerüchteweise verbreitet wurde – in Saus und Braus lebten, erboste die Bevölkerung und war mit der Grund für viele der immer häufiger werdenden Hungerdemonstrationen.

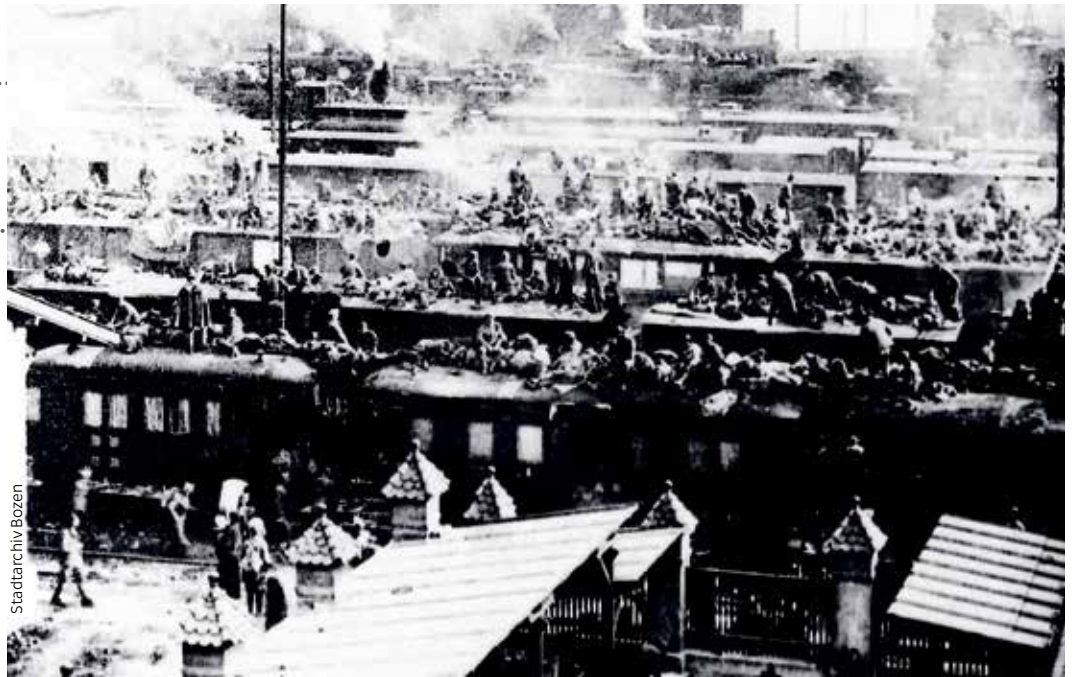
Der Vorrang der Truppen bei der Lebensmittelzuteilung und die rücksichtslose Requirierung auch der letzten Reserven im Hinterland änder-

te nichts an der Tatsache, dass auch die Soldaten unterernährt und entsprechend geschwächt waren, ihr Durchschnittsgewicht sank im letzten Kriegsjahr auf unter 58 Kilogramm, von mangelhafter Bekleidung und unzureichender Ausrüstung ganz abgesehen. In diesem desolaten Zustand mussten sie im Juni 1918 zur letzten Offensive antreten, konnten sich am anderen Ufer des Piave aber nicht halten. Die Italiener hatten sich unter neuer Führung neu geordnet und kräftige Unterstützung von Franzosen, Engländern und den inzwischen in den Krieg eingetretenen USA erhalten. Am 24. Oktober traten sie ihrerseits zum Angriff an, und es glich einem Wunder, dass die ausgehungerten Soldaten eines auseinanderfallenden Reiches sich überhaupt noch wehrten. Die ungarische Regierung rief ihre Truppen in die bedrohte Heimat zurück, und es war nur mehr eine Frage von Tagen, bis andere nationale Regierungen dasselbe tun würden. Der sofortige Waffenstillstand war ein Gebot der Stunde. Doch nun ließen sich die Italiener Zeit und gestatten erst am 31. Oktober einer österreichisch-ungarischen Delegation das Überschreiten der Front.

Fatale Fehler des k.u.k. Oberkommandos

Es folgte das letzte Kapitel des Ersten Weltkriegs: der am 3. November 1918 in der Villa Giusti bei Padua unterzeichnete, aber erst 24 Stunden später wirksame Waffenstillstand, der von österreichischer Seite zu früh verkündet wurde und deshalb 380.000 österreichisch-ungarischen Soldaten die Gefangenschaft brachte. Die österreichische Delegation in der Villa Giusti bei Padua, wo der Vertrag unterzeichnet werden sollte, war über das zeitversetzte Inkrafttreten der Waffenruhe durchaus informiert und meldete dieses Faktum auch nach Wien. Doch erreichte das Telegramm aus ungeklärten Gründen die entscheidenden Männer nicht rechtzeitig. Dies mildert jedoch nicht die Schwere des Fehlers, den Generalstabchef Arz von Straußenburg machte, als er schon in den frühen Morgenstunden des 3. November den Heeresgruppen- und Armeekommandanten die „unverzügliche“ Einstellung der Feindseligkeiten befahl. Der Zusatz, dass man „Details der Feueinstellungs-

Der Bozner Bahnhof in den Tagen des chaotischen Truppenrückstroms Anfang November 1918



Stadtarchiv Bozen

bedingungen“ noch bekannt geben werde, ist geradezu paradox. Denn natürlich befolgte man an der sich ohnehin schon auflösenden Kampflinie den lang ersehnten Befehl „unverzüglich“ – wer denkt da schon an „Details“ – und begann noch am Vormittag des 3. November mit dem Rückmarsch. Arglos schauten die abziehenden Truppen zu, wie sie vom Feind, den sie sich bisher vom Leib halten hatten können, überholt wurden. Und als der kehrtmachte, sich ihnen entgegenstellte und die Übergabe der Waffen forderte, mussten sie erfahren, dass der Waffenstillstand noch nicht gelte. Rund 380.000 Soldaten der verschiedensten österreichisch-ungarischen Truppenkörper blieb nichts anderes als das bittere Los der Kriegsgefangenschaft, in der an die 30.000 als Folge von Schwäche, Unterernährung und Seuchen ihr Leben verloren. Wie immer man die kurzfristig in den Waffenstillstandsvertrag eingefügte Bestimmung vom späteren Inkrafttreten beurteilen mag, die Hauptschuld am Desaster von Vittorio Veneto – mit dem Namen dieser Stadt am Eingang in die Alpen bezeichnen die Italiener ihren Sieg vom 4. November – trägt eindeutig das k.u.k. Armeekommando mit Generalstabschef Straußenburg und Kaiser Karl als dem Oberbefehlshaber. Die hätten sich – so der Historiker Manfred Rauchensteiner – als unfähig erwiesen, „die notwendigen technischen Einrichtungen zu schaffen, um mit der Waffenstillstandsdelegation Kontakt zu halten“ und hätten dann „voreilig und unbedacht“ gehandelt. Man hätte den Truppen die Feuereinstellung nicht befehlen dürfen, „ehe die Fristen ausgehandelt und die Abläufe festgelegt waren“.

„Ein schreckliches Chaos, furchtbar anzusehen“

Jene Truppenteile, die dem traurigen Los der Kriegsgefangenschaft entgingen, strömten in den folgenden Tagen demoralisiert und hungrig nach Norden, der Heimat zu, einige geordnet, die meisten aber in Auflösung begriffen. Von Emil Pasolli, Gemeindevizepräsident in Branzoll, gibt es eine anschauliche Schilderung der Lage: „Die Reichsstraße ist von rückkehrenden Truppen, Autos, Trains, Geschützen, 30er Motorhaubitzen



Archiv Raetia Verlag

Wegen eines fatalen Fehlers des österreichischen Armeekommandos: Österreichische Soldaten hinter italienischem Stacheldraht

überfüllt, ein schreckliches Chaos, furchtbar anzusehen [...] Der Bahnhof und die Gleise sind von Zügen blockiert, die mit Soldaten vollgequatscht sind, sogar die Dächer der Waggons sind voller Menschen.“ Nicht wenige Einheiten aus nichtdeutschen Teilen der Monarchie, die als erste die Südfront verlassen hatten, benahmen sich auf ihrem Weg durch das Pustertal oder über den Brenner in den Osten Österreichs wie in Feindesland. Anarchie drohte und die Versorgung brach zusammen. Kein Wunder, dass die Italiener von der österreichischen Heeresleitung gebeten wurden, ihren Vormarsch zu beschleunigen, um wenigstens das Ärgste zu verhindern.

In manchen Orten bildeten sich Bürgermilizen, um Plünderungen durch außer Kontrolle geratene Einheiten zu verhindern. Die ersten der italienischen Einheiten standen am 4. November bei Salurn, am Mendelpass und bei Spondinig im Vinschgau. Von dort erreichte ein 500 Mann starkes Kommando am 6. November Meran. Tags darauf erschienen die ersten Italiener in Bozen, wo die Straßen von tausenden Kriegern verstopft waren, auf den Plätzen Zelte aufgeschlagen waren und Lagerfeuer brannten. ■

Michael Forcher

Schicksalsfragen zwischen Wien und Paris

DER WEG ZUM BUNDESLAND UND WIE ES ZUR TEILUNG TIROLS KAM



Stadtarchiv Innsbruck

Gemäß Waffenstillstandsvertrag besetzten italienische Truppen nicht nur ganz Südtirol, sondern auch wichtige Punkte in Nord- und Osttirol. Dieses Foto zeigt sie beim Einmarsch in Innsbruck.



Sammlung Michael Forcher, Innsbruck

Josef Schraffl, letzter Tiroler Landeshauptmann der Monarchie und erster der Republik.

Noch vor Kriegsende war die Donaumonarchie endgültig auseinandergebrochen. In Wien gab es zwar noch eine kaiserliche Regierung, die Geschicke des deutschsprachigen Restes der Monarchie lenkten aber bereits eine auf Grund des kaiserlichen Manifestes vom 16. Oktober 1918 zusammengetretene provisorische Nationalversammlung und ein von ihr eingesetzter Staatsrat. Die Frage der Staatsform dieses neuen Staates „Deutsch-Österreich“ wurde am 11. November 1918 mit der Verzichtserklärung Kaiser Karls und am 12. November mit einem einstimmigen Beschluss der Nationalversammlung zugunsten einer demokratischen Republik entschieden. Dass die provisorische Nationalversammlung dieses deutschsprachigen Restes der alten Monarchie schon in ihren Anfangstagen die „Übernahme

der Staatsgewalt in den Ländern“ beschlossen und den Umfang des Staatsgebietes festgelegt hatte, zu dem auch „die Grafschaft Tirol mit Ausschluß des geschlossenen italienischen Siedlungsgebietes“ gehören sollte, hatte in der Praxis nicht viel zu bedeuten. Wesentlicher war, dass die in Innsbruck einberufene „Tirolische Landes- oder Nationalversammlung“ mit einem „Tiroler Nationalrat“ als Vollzugsausschuss und Landesregierung zunächst keine Zweifel an der Zugehörigkeit Tirols zum neuen Staat aufkommen ließ, in dessen Gremien auch Tiroler Politiker saßen. Einer der wichtigsten und aktivsten war der letzte Landeshauptmann der Monarchie, der christlichsoziale Sillianer Kaufmann Josef Schraffl, Mitbegründer des Tiroler Bauernbundes. Er führte den Vorsitz im Tiroler Nationalrat und mischte sich in die Wiener

Verhältnisse ein, bis in die ersten Novembertage hinein als Anhänger der Monarchie, doch beugte er sich früher als andere dem Zwang der Umstände und Tatsachen und favorisierte noch vor deren Ausrufung die republikanische Staatsform.

Keine Beitrittserklärung

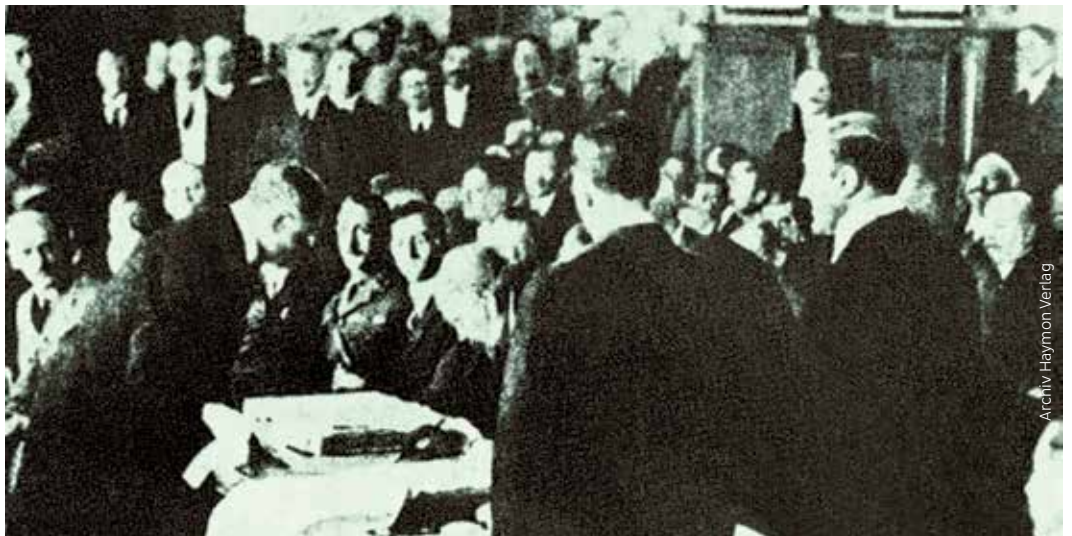
Zu einer feierlichen Beitrittserklärung zum neuen Staat Deutsch-Österreich, wie sie andere Kronländer abgegeben haben, ist es vonseiten Tirols allerdings nie gekommen. Und am 25. November 1918 wies der Tiroler Nationalrat ausdrücklich darauf hin, dass erst eine neu gewählte Volksvertretung berechtigt sei, über die „endgültige Regelung der staatsrechtlichen Gestaltung des Landes“ zu entscheiden. Diese Wahlen zu einem verfassunggebenden Landtag fanden im Juni 1919 statt, wo-

bei erstmals in Tirol jede Stimme gleich viel galt und auch die Frauen wahlberechtigt waren. Da in dem von den Italienern besetzten Teil Tirols nicht gewählt werden konnte, wurden die Südtiroler Abgeordneten (ohne Welschtirol) aufgrund des Parteienverhältnisses der letzten Wahl ernannt. Diese Delegation aus dem südlichen Landesteil nahm erst am 16. November 1920 Abschied vom Tiroler Landtag, nachdem am 10. Oktober dieses Jahres die formelle Eingliederung Südtirols in das italienische Königreich erfolgt war. Dass es jemals so weit kommen könnte, hatte im November 1918 noch kaum jemand geglaubt. Die italienische Armee hatte zwar ganz Südtirol bis zum Brenner besetzt, doch das war für die meisten Tiroler lediglich eine Bedingung des Waffenstillstandes. Dass die Italiener kleinere Einheiten auch an strategisch wichtigen Punkten in Nord- und Osttirol stationieren durften, bestärkte nur den Eindruck einer vorübergehenden Maßnahme.

Warum der Kampf um die Einheit Tirols verloren ging

Zwar wusste man in Tirol von den Ansprüchen Italiens auf die Brennergrenze, doch vertraute man auf das feierlich gegebene Wort des mächtigsten Mannes der Welt von der Selbstbestimmung der Völker und vom gerechten Frieden: Die berühmten 14 Punkte des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson sollten Grundlage für eine Friedensordnung in Europa sein. Doch schon im Jänner 1919 war Wilson entschlossen, im Falle Südtirols seine Prinzipien außer Acht zu lassen, weil er Italien dafür entschädigen wollte, dass das ebenfalls von Rom beanspruchte Dalmatien mit seinem in den Städten sehr hohen italienischen Bevölkerungsanteil dem neuen südslawischen Staat zugesprochen wurde.

Der Londoner Vertrag, der Italien die Brennergrenze als Preis für seinen Kriegseintritt auf der Seite Frankreichs und Englands zusicherte, war für Südtirol also nicht entscheidend. Auch die Frage nach der Nationalität der Bevölkerung Südtirols spielte bei den Verhandlungen auf der Friedenskonferenz in Saint-Germain-en-Laye bei Paris, wo ab Mitte April 1919 die Tiroler Frage auf der Tagesordnung stand, kaum eine Rolle. Der als Berater der italienischen Delegation in Paris weilende Ettore Tolomei legte zwar seine „Beweise“ für die Italianität Südtirols vor, doch war Präsident Wilson sehr wohl über die tatsächlichen ethnischen Verhältnisse in Tirol informiert. Alle Bemühungen von österreichischen und Tiroler Politikern und Diplomaten in Paris, die Einheit Tirols zu erhalten, waren chancenlos. Das Angebot, „das geschlossene deutsche und ladinische Siedlungsgebiet bis zur Salurner Klausen als selbständigen, demokratischen und neutralen Freistaat Tirol auszurufen, falls nur dadurch die Einheit dieses Gebietes erhalten werden kann“, wurde von den Allmächtigen in Paris nicht



Unterzeichnung des in St. Germain-en-Laye bei Paris beschlossenen Staatsvertrages für Österreich durch den österreichischen Staatskanzler Karl Renner. Der Illustriertenreporter war schlecht postiert, so sieht man nur Renners Kopf und kann die Hand mit der Feder erahnen.



Der Kampf um die Einheit Tirols ging verloren, die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung blieb, wie es diese Postkarte zum Ausdruck bringt.

einmal einer Antwort für würdig befunden. Am 10. September 1919 unterschrieb Staatskanzler Renner den Staatsvertrag von Saint-Germain, der die Zerreißung Tirols besiegelte und Österreich die Brennergrenze aufzwang. Ohnmächtig musste man in Tirol das Unrecht hinnehmen.

Vom Kronland zum Bundesland

Inzwischen war das Verhältnis Tirols zur Republik Österreich – der Name Deutsch-Österreich war von den Siegermächten verboten worden – verfassungsrechtlich geregelt worden. In

langwierigen Verhandlungen der Parteien- und Ländervertreter war ein Mittelweg zwischen einem zentralistischen Einheitsstaat und dem Zusammenschluss selbständiger Länder gefunden worden. Nach den Grundsätzen der Bundesverfassung von 1920, die – mit späteren Änderungen – auch heute in Geltung ist, wurde in Tirol eine neue Landesverfassung erarbeitet und am 8. November 1921 vom verfassunggebenden Tiroler Landtag beschlossen. Erstmals wurden darin die Prinzipien der modernen parlamentarischen Demokratie und des allgemei-

Sammlung Michael Forchster, Innsbruck

Archiv Haymon Verlag

nen, gleichen und direkten Wahlrechts ohne Unterschied des Geschlechts verankert. Am 1. Oktober 1920 verabschiedete der Nationalrat das Verfassungswerk. Die Zukunft des neuen Staates schien den meisten Österreichern jedoch mehr als ungewiss. Wirtschaftskrise und Not, Verbitterung über die Abtrennung Südtirols und den Diktatfrieden der Siegermächte, ernste Zweifel an der Lebensfähigkeit des Kleinstaates Österreich – all das waren keine günstigen Bedingungen für einen Neuanfang.

Keine Autonomie für Südtirol, dafür Verbote der Unterdrückung

Südlich des Brenner hatten die Bemühungen der Südtiroler um eine Autonomie keinen Erfolg, obwohl die italienische Regierung im Frühjahr 1920 Verständnis für ihre Wünsche zeigte. Aber bald darauf, noch vor der faschistischen Machtergreifung, kam es anlässlich des Herz-Jesu-Festes im Juni 1920 zu ersten gewaltsamen Auseinandersetzungen und zu Verhaftungen, weil das Entzünden von Bergfeuern, das Hissen der Tiroler Fahne

und das Abschließen von Böllern verboten worden war und einige Südtiroler sich diese Freiheiten nicht nehmen lassen wollten. Es sollte noch mehr als ein halbes Jahrhundert vergehen, bis die Südtiroler innerhalb Italiens zu ihrem Recht auf Minderheitenschutz und einem gehörigen Maß an Selbstverwaltung kamen. Erst damit waren die schlimmsten Folgen des Ersten Weltkriegs überwunden. ■

Michael Forcher

Die Welt nach dem Großen Krieg

ENTWICKLUNGEN, ZUSAMMENHÄNGE UND DIE BERUHIGEND-BEUNRUHIGENDE GEWISSHEIT, DASS GESCHICHTE UNKONTROLLIERBAR BLEIBT UND UNS IMMER WIEDER EINHOLT



Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv

Die Brutalität des Zweiten Weltkrieges war bereits im Ersten angelegt: Italienischer Schützengraben an der Piavefront nach einem Angriff österreichisch-ungarischer Truppen.

Ein etwas bizarrer Wettbewerb scheint zum 100. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkriegs ausgebrochen zu sein: Welcher der zwei Weltkriege war wichtiger, folgenreicher, nachhaltiger? Nach der Fokussierung auf „Auschwitz“ als zentralem Ereignis des 20. Jahrhunderts und „Zivilisationsbruch“ in den vergangenen etwa anderthalb Dekaden sollte die Antwort konsequenterweise lauten: der Zweite. Folgt man den Medien in diesem Jahr, so scheint eher der Erste präferiert zu werden. Die EU, die gerade noch als Antwort auf „Auschwitz“ (und um die mittel-/osteuropäischen Mitgliedsländer glücklich zu machen, auch auf den Stalinismus-Kommunismus) gepriesen wurde, erscheint nun eher als eine Lehre aus dem Ersten Weltkrieg. Ist das nur der Logik des Jubiläums zuzuschreiben, die die historische Bedeutung des Jubilars hervorstreichen muss? Klarerweise gilt: ohne Ersten kein Zweiter Weltkrieg. Der Zweite Weltkrieg ist wohl nicht nur ein Kind des Ersten, sondern vielmehr seine Fortsetzung. Womit freilich nicht gesagt sein soll, dass er unvermeidlich war. Die Charakterisierung der Geschehnisse der Jahre 1914 bis 1945 als ein zweiter Dreißigjähriger Krieg macht dennoch Sinn und verweist zu Recht nicht nur auf einen chronologischen Ablauf, sondern auch auf inhaltliche Zusammenhänge und Kontinuitäten.

Brutalität der beiden Weltkriege hat dieselben Wurzeln

Natürlich, der Zweite Weltkrieg war brutaler, entfesselte noch mehr Gewalt und war noch opfer-



Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv

Die Technisierung des Zweiten Weltkrieges war schon im Ersten angelegt: 42-cm-Haubitze an der Italienfront nach ihrem Aufbau (1916). Nicht mehr der Mensch dreht die Maschine, die Maschinenwaffe dreht die Menschen.

reicher. Dies alles war aber bereits im Ersten Weltkrieg angelegt: vom erbarmungslosen Morden auf den Schlachtfeldern und den Übergriffen auf die Zivilbevölkerung bis hin zu deutschen Welt-herrschaftsphantasien und Umvölkungsplänen für Osteuropa, in deren Kontext letztlich auch der Holocaust zu sehen ist. Bereits mit dem Ersten Weltkrieg zeigte sich die andere Seite des wissenschaftlichen, technischen und industriellen Fortschritts, den das 19. Jahrhundert weitgehend vorbehaltlos bejubelt hatte: die Technifizierung des Krieges, die seine entgrenzte Brutalisierung erst ermöglichte.

Die tiefgreifende Verunsicherung, die der Zusammenbruch der alten Ordnung am Ende des Ersten Weltkriegs auslöste, mündete schließlich in Faschismus und Kommunismus, Rassenhass und Klassenkampf. Der Erste Weltkrieg war der große

Transformator von Gesellschaft, Politik und Wirtschaft, von Mentalitäten und Werten, bei allen Beteiligten. Die Dynamik des Zweiten Weltkriegs war wesentlich von den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs geprägt und ist ohne sie nicht denkbar. Aber auch der Erste Weltkrieg kam natürlich nicht aus dem Nichts. Hannah Arendt etwa zog am Ende der 1940er Jahre andere Traditionslinien, aus dem 18. und 19. Jahrhundert heraus bis in den Zweiten Weltkrieg und in die Totalitarismen ihrer Zeit hinein: Imperialismus, Kolonialismus, Antisemitismus. Der Erste Weltkrieg war für sie vor allem relevant, weil er massenhaft Staatenlose produziert hatte, wodurch die Ohnmacht des Menschenrechtsschutzes offenbar wurde. Der Zweite Weltkrieg scheint mittlerweile erstaunlicherweise einigermaßen gut verdaut zu sein, wenn auch nur um den Preis einer Routinisierung

des Gedenkens an den „Zivilisationsbruch“ des Holocaust, der europaweit systematisch betriebenen Vernichtung einer ganzen Bevölkerungsgruppe. Ob er tatsächlich schon „verstanden“ wurde, was auch immer das genau in diesem Zusammenhang heißen mag, kann als fraglich gelten.

Folgeschwerer Untergang dreier multinationaler Imperien

Unleugbar prägt der Untergang der drei multinationalen Imperien – des Habsburgerreichs, des Osmanischen Reichs und des Russischen Reichs – immer noch die Landkarten an den Stellen, an denen es konfliktreich zugeht – in Mittel-, Südost- und Osteuropa und im Nahen Osten. Dauerte das 20. Jahrhundert also gar nicht so kurz – von 1914/18 bis 1989 – wie wir bisher angenommen hatten, sondern leben wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts weiterhin in ihm, mit all den Folgen des ersten und zweiten großen Krieges – oder doch viel eher in der rasenden Welt vor 1914, also noch am Ende des langen 19. Jahrhunderts (1789–1914/18), etwa konkret im Jahr 1913, wie uns einige Autoren anlässlich des Gedenkjahres erklären wollen?

Beruhigend-beunruhigend ist nur, dass die Geschichte unkontrollierbar bleibt und uns tatsächlich immer wieder einholt. Im Gedenkjahr 2014 erinnern uns nun die Geschehnisse in der Ukraine und auf der Krim daran.

Dirk Rupnow

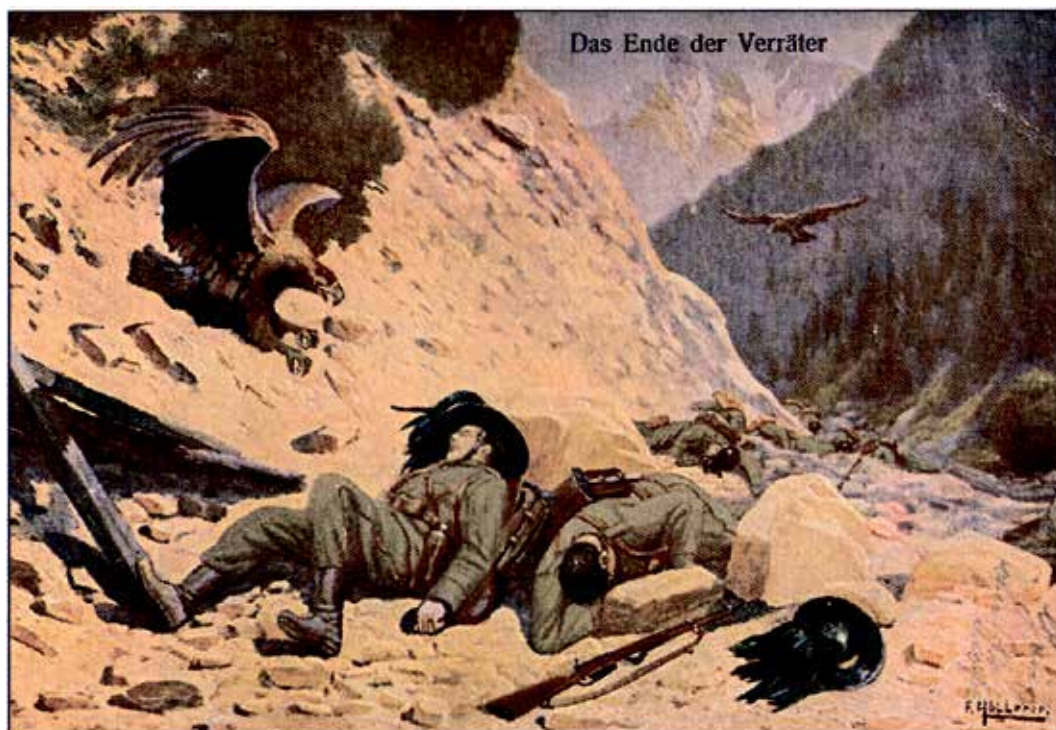


Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

Menschenverachtende Kampfmittel wurden schon im Ersten Weltkrieg erfunden, nicht erst im Zweiten: Gasmasken gehörten zur Grundausrüstung eines Soldaten, halfen aber oft nicht, weil die Chemiker immer neue Zusammensetzungen des tödlichen Gases erfanden. Hier ein vorgeschobener Posten bei Riva.

Warum Italien so lange der „Erbfeind“ war

EIN HISTORISCHES STREIFLICHT AUF DIE BEZIEHUNG ZWEIER NACHBARN, DIE 1915 BIS 1918 EINEN NEGATIVEN HÖHEPUNKT ERLEBTE



Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

Propagandapostkarte zur Kriegserklärung Italiens im Mai 1915

Die Apenninhalbinsel übte seit jeher eine große Anziehungskraft auf den Norden und seine Menschen aus. Spätestens mit der Wiederaufnahme der antiken Kaisertradition durch die deutschen Herrscher seit Otto dem Großen (962) gingen diese beiden Räume eine schicksalhafte Verbindung ein, die bis in die Gegenwart andauern sollte. Über viele Jahrhunderte waren es die Dynastien aus dem Norden, die in Italien, das einer staatlichen Einheit entbehrte, ihren Herrschaftsanspruch geltend machten und sich Machtpositionen aneigneten. Als jedoch im Zuge der Nationalstaatsbewegung des 19. Jahrhunderts auch in Italien der Ruf nach staatlicher Einheit immer lauter wurde, gerieten die Habsburgermonarchie und ihre italienischen Positionen immer stärker in die Defensive. Die „Risorgimento“ genannte Einheitsbewegung forderte die Annexion der „unerlösten“, das heißt der unter österreichischer Herrschaft stehenden Siedlungsgebiete der Italiener.

Diese Forderung Italiens traf die Grafschaft Tirol in ihren Grundfesten, stellte sie doch seit ihrer Entstehung ein zweisprachiges Gebiet dar, in dem Deutsch- und Welschtiroler bis dahin ohne größere nationale Konflikte miteinander gelebt hatten. Während die ländliche Bevölkerung im Trentino nur wenig vom Irredentismus und den Lockrufen aus Italien erfasst wurde, schlossen sich die Eliten in den Städten dieser Bewegung an; in der Folge verschärfte sich auch in der Grafschaft Tirol der Nationalitätenkonflikt, da die politisch führenden Kreise Deutschtirols ihrerseits nicht bereit waren, manch berechtigter Forderung der Trentiner nach mehr Eigenständigkeit entgegenzukommen.

Vertragspartner mit unterschiedlichen Interessen

All diese Konfliktlinien eines Zeitalters, das von Nationalismus und Imperialismus geprägt war, hätten allerdings nicht zur Entstehung des Bil-

des vom „treulosen Erbfeind“ führen müssen. Die Ursachen dafür lagen in gesamteuropäischen Konstellationen: Als Tunesien 1881 französisches Protektorat wurde, sah Italien seine kolonialen Ambitionen in Nordafrika gefährdet. Wegen dieses eher nebensächlichen Konflikts mit Frankreich, das Italiens Bundesgenosse in den Einigungskriegen gegen Österreich gewesen war, trat das italienische Königreich 1882 dem Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn bei, das dadurch zum Dreibund wurde. Auch wenn allen Beteiligten die Fragilität dieses Vertrages und die divergierenden Interessen der Bündnispartner bekannt waren, löste in Österreich und ganz besonders in Tirol die Kriegserklärung Italiens im Jahr 1915 eine gewaltige Empörung aus. Der greise Kaiser Franz Joseph bezeichnete sie als „einen Treuebruch, dessen gleichen die Geschichte nicht kennt“. Der daraufhin folgende, mehr als drei Jahre währende Krieg in den Alpen, der für die Tiroler – anders als

Militäreinsatz gegen die Bombenanschläge der sechziger Jahre in Südtirol, wo die Symbole der faschistischen Unterdrückung bis heute nicht entfernt wurden. Die Situation der Südtiroler verhinderte bis zur Gewährung der Autonomie (1972) eine Normalisierung der Beziehungen.

noch der Einsatz im heimatfernen Galizien – eine ganz besondere emotionale Komponente besaß, und insbesondere die mit dem Friedensschluss von 1919 einhergehende Teilung Tirols führten zu einer weiteren Verfestigung des Feindbilds „Italien“.

Die außenpolitische Isolierung der jungen Republik Österreich nach dem Ersten Weltkrieg und vor allem die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland führten zu einer immer engeren Anlehnung unseres Landes an das faschistische Italien. Diese Politik, die eine von offizieller Seite getragene Kritik am Nachbarland nicht mehr zuließ, stieß besonders im Bundesland Tirol auf Verbitterung; man war gezwungen, den Repressionen der Faschisten gegen die Südtiroler Bevölkerung und der fortschreitenden Italianisierung des Landes wort- und tatenlos zuzusehen, weswegen das Feindbild Italien in der Zwischenkriegszeit in den Köpfen und Herzen der Menschen stets präsent war. Trotzdem waren nicht wenige Tiroler nördlich wie südlich des Brenners nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich (1938) bereit, der Partei- und Staatsräson zu folgen und die Option bzw. Aussiedlung der Südtiroler zu billigen und mitzutragen.

Auch nach 1945 keine Normalisierung der Beziehungen

Der Ausgang des Zweiten Weltkriegs nährte in Tirol so manche Hoffnung auf eine Wiedervereinigung des Landes; letztlich gelang es nur, eine zunächst unzureichend umgesetzte Autonomie vertraglich zu verankern. Da die italienische Politik weiterhin die Südtiroler in vielen Lebensbereichen benachteiligte, kamen eine Normalisierung der Beziehungen und ein Abbau der gegenseitigen Ressentiments nur schlep-pend voran. Denn auch in Italien wurde bis in die 60er Jahre das Gespenst des „Pangermanismo“ gepflogen, das insbesondere seit der Besetzung Italiens durch die Deutsche Wehrmacht im Jahr 1943 neue Nahrung erhalten hatte.

Allerdings zeichnete sich durch den wachsenden Wohlstand, durch die Erfahrung der Adriaurlaube und das Heranwachsen einer Generation, die



Nachlass Claus Galtner

den Ersten Weltkrieg, die Teilung des Landes und den Faschismus nicht mehr selbst miterlebt hatte, eine allmähliche Entspannung in den Beziehungen und eine neue Sicht auf den Nachbarn ab.

Der „treulose Erbfeind“ verschwindet aus den Köpfen

Insbesondere die nach den Bombenanschlägen in Südtirol in Gang gekommenen Verhandlungen,

die zu einer sehr weitreichenden Autonomie für das Land verbunden mit einem für die Menschen spürbaren wirtschaftlichen Aufschwung führten, ließen den „treulosen Erbfeind“ allmählich aus den Köpfen der Tiroler verschwinden und die Italiener zu geschätzten Gastgebern im Urlaub, zu willkommenen Gästen in Tirol und aus den ehemaligen Feinden echte Nachbarn werden.

Christoph Haidacher

Wandern mit Blick in die Geschichte

AUF DEN WEGEN UND STEIGEN, DIE INS EHEMALIGE FRONTGEBIET ODER DER KAMPFLINIE ENTLANG FÜHREN, KANN MAN ERAHNEN, WAS DIE SOLDATEN DAMALS MITGEMACHT HABEN.



Drahtverhaue auf dem Monte Piano (it. Monte Piana), wo heftige Kämpfe zwischen den beiden Gipfeln tobten (rechts im Hintergrund die Drei Zinnen)

len, die damals von Soldaten in das Gestein gesprengt wurden.

Ahnung von den Ungeheuerlichkeiten des Krieges

Ich stehe vor den Löchern, in denen sie ihre Stellung halten mussten. Und blicke hinüber zum Gegenhang, wo der Feind sich eingegraben hatte. Jedes Mal, wenn ich auf solche Kriegsnarben stoße, beginnt die Fantasie zu kreisen. Was war hier los? Warum lag diese Stellung hier? Und wie hat das der Gegner von dort drüben gesehen? Du beginnst etwas zu ahnen von den Ungeheuerlichkeiten, die dieser erste Hochgebirgskrieg der Geschichte mit sich brachte.

Am 10. Juli 1916 haben die Österreicher nahe dem Gipfel Cesare Battisti gefangen genommen. Zwei Tage später endete er in Trient am Galgen, weil er als Trentiner für Italien gekämpft und damit Hochverrat begangen hatte. Er wird deswegen in Italien bis heute als Märtyrer und Nationalheld gefeiert, und dieser Berg östlich von Rovereto trägt ihm zu Ehren seinen Namen.

15 Kilometer Luftlinie weiter östlich zieht sich im schützenden Schatten von Felsen ein alter Maultierpfad zum Pasubio hoch, dem fürchterlichsten Schlachtfeld, auf dem 10.000 Soldaten ihr Leben ließen. Die Italiener bauten 1917 für ihren Nachschub eine „Straße der 52 Tunnel“, die 6,3 Kilometer lang ist. Insgesamt 2,3 Kilometer verlaufen durch Stollen, man braucht für die Tour eine Stirn- oder Taschenlampe, und an einer Stelle windet sich der finstere Gang wie eine Spirale durch das Innere des Kamms in die Höhe.

Friedenspfad durch Tunnel und Trümmer

Die Wege entlang der einstigen Front sind heute mit einer Taube markiert, der „Friedenspfad“

Alle Fotos dieser Doppelseite: © Udo Bernhart, entnommen dem Band „Die Alpenfront einst und jetzt“, Athesia-Tyrolia, Bozen-Innsbruck 2014



Wann ist hier wohl der letzte Wanderer durch? Ich weiß nicht, wie lange eine Spinne braucht, um ihre Fäden zu einem gut einen Meter breiten Geflecht zu verknüpfen. Aber ich stoße hier ständig mit dem Gesicht durch unsichtbare Spinnennetze, die sich von Zweig zu Zweig quer über den Waldweg spannen. Wider Willen zerreiße ich sie, Einzelteile hängen mir an der Nase, den Armen und den Ohren. So wische und zupfe ich an mir herum und komme zu der Erkenntnis, dass sich nicht nur Staub und Erde auf die Geschichte legen können, sondern auch sanfte, seidene Fäden.

Mein Aufstieg zum Monte Corno Battisti hat im Dorf Anghèbeni begonnen. Er führt in Zick-Zack-Pfaden über den Monte Trappola, am Kamm entlang zu einer kleinen Scharte, dann eine steile, von Erdbeben ausgefräste Rinne hindurch. An manchen Stellen sind Drahtseile gespannt, dann geht es durch niedrige Stol-

Am k.u.k. Soldatenfriedhof von Bondo in den Judikarien



Mountainbiker haben einen alten, in den Fels gesprengten Militärfeld für sich entdeckt (Monte Forni Alti im Pasubio-Gebiet).

ist fast 500 Kilometer lang. Ich stolpere oft über rostigen Draht, ein faulendes Holzbrett, Reste von Geschossen. Viele Routen sind mit Info-Schildern bespickt, manche Kampfstätten Freilichtmuseen geworden. Aber gerade dort, wo nichts musealisiert ist, wo du einfach in die Geschichte hineintapst und die Trümmer einfach so herumliegen, packt dich diese Landschaft auf eine faszinierende Weise.

Ich bin durch die Dolomiten gelaufen. Dort gibt es ein so dichtes Wegenetz wie in keinem anderen Gebirge der Welt. Die meisten Pfade davon sind alte Militärsteige, von Österreichern und Italienern angelegt. So haben, Ironie der Geschichte, Generäle und Ingenieure vor 100 Jahren die Infrastruktur für den heutigen Bergtourismus gelegt – obwohl damals die Berge für sie nichts anderes als strategische Objekte waren und ihnen der Sinn für deren Schönheit schlicht vom Schlachtenlärm ausgetrieben wurde.

Für meine Buchrecherchen stapfte ich zwei Sommer lang durch diese grandiose Landschaft, die von Menschen vor einem Jahrhundert auf so fürchterliche Weise heimgesucht wurde. Ich kämpfe mich hoch zu den Gipfeln der Ortlergruppe, wo Soldaten bei Temperaturen bis zu 35 Grad unter Null ausharren mussten, und über die Gletscher des Adamello, wo heute noch Leichen im Eis begraben sind und im Winter die Skifahrer nichtsahnend darüber wedeln. Ich stehe im Sprengtrichter des Col di Lana, wo die Italiener ihren Gegner samt der ganze Gipfelkuppe durch eine Mine einfach in die Luft jagten. Ich steige hoch zum Monte Piana, wo sich die verfeindeten Truppen mehr als zwei Jahre lang auf einem Hochplateau praktisch Auge in Auge in einem sinnlosen Stellungskrieg gegenüberlagen. Und

sehe auf der Marmolata in einem Kriegsmuseum das Modell einer „Stadt im Eis“, die von den Österreichern unter dem Gletscher angelegt worden war, um vor italienischem Beschuss sicher zu sein.

Gefühlsmäßig gebeutelt

Jahr für Jahr streifen Bergwanderer auf diesen alten Todesrouten durch die Alpen. Die Wege sind nichts für Leute, die den schnellen Kick suchen. Nein, hier musst du Zeit haben, um das alles auf dich wirken zu lassen. Die Soldaten, die damals hier hoch keuchten, taten das nicht aus Freude an der großartigen Natur – sie liefen Gefahr, vom Gegner totgeschossen zu werden, denn dies war der einzige Grund, weshalb man sich hier oben versammelte. Das ist der kleine, feine Unterschied zwischen einst und heute, und wer auf diese alten Stellungen trifft, wird gefühlsmäßig ständig gebeutelt zwischen seiner Bewunderung für die unglaubliche Leistungs- und Leidensbereitschaft dieser Kämpfer – und der Erschütterung darüber, in welchem unglaublichen Maß die Menschen und die Natur damals missbraucht worden sind.

„Wir können nur ahnen, was diese Leute durchgemacht haben“, sagt Giorgio Peretti zu mir, ein Bergführer aus Cortina d’Ampezzo, der vor 40 Jahren zu Ehren eines abgestürzten Kollegen im Cristallo-Massiv einen österreichischen Militärsteig restaurierte. „So richtig nachempfinden können wir das heute gar nicht mehr.“

Aber schon der Versuch, es zu tun, versetzt den Wanderer von heute in Erregung. Dieser Krieg, das spürt er, war nicht nur ein Verbrechen an den Menschen. Er war auch ein Verbrechen an der Natur. ■

Hans-Joachim Löwer

„Denkmal“ aus verrosteten Überbleibseln des Krieges im Ortlergebiet



» **Hans-Joachim Löwer** hat zusammen mit dem Fotografen Udo Bernhart in den letzten Jahren die Alpenfront erwandert und erkundet. Das Ergebnis ist ihr Buch „Die Alpenfront einst und jetzt. Auf den Spuren des Gebirgskrieges 1915–1918“, erschienen 2014 gleichzeitig bei Athesia, Bozen, und im Innsbrucker Tyrolia-Verlag

Der einfache Soldat ist nicht mehr namenlos

120 DER 158 BÄNDE DES „TIROLER EHRENBUCHS“ BERGEN EINEN WAHREN SCHATZ AN INFORMATIONEN ÜBER DEN ERSTEN WELTKRIEG UND SIND IN KÜRZE ÜBER DAS INTERNET FÜR JEDEN ZUGÄNGLICH.



Das „Tiroler Ehrenbuch“ ist eine Sammlung von Personalbögen sowie Sterbebildern von Gefallenen und verstorbenen Kriegsteilnehmern aus Alt-Tirol. Die 158 Bände betreffen die im kollektiven Gedächtnis der Region besonders stark verankerten Kriegsperioden: die Napoleonischen Kriege sowie den Ersten und den Zweiten Weltkrieg. Anlässlich der kommenden Gedenkjahre wurden jene 120 Bände digitalisiert und erschlossen, die den Ersten Weltkrieg behandeln.

Die Initiative zur Anlegung des Tiroler Ehrenbuchs ging vom damaligen Archivar und späteren Direktors des Tiroler Landesarchivs Dr. Karl Böhm aus, der angesichts des erschreckenden und unerwarteten Massensterbens in Galizien noch während des Kriegs nach einer angemessenen Möglichkeit des Totengedenkens suchte, die jede einzelne Person namentlich berücksichtigt. Bis zu diesem Zeitpunkt war es üblich, Denkmäler zu errichten, die entweder an die darauf bezugnehmenden Ereignisse oder an Herrscherpersönlichkeiten bzw. Feldherren erinnerten. „Der kleine Mann“, stellte Böhm fest, „ist eben in der Geschichte immer der Namenlose geblieben.“

Sammeltätigkeit 1923 abgeschlossen

Es ging in erster Linie darum, die Gefallenen, Vermissten und Verstorbenen des Krieges öffentlich sichtbar zu machen und die Erinnerung dauerhaft zu ermöglichen. Bereits in den ersten Kriegsmonaten begann er mit Unterstützung von Erzherzog Eugen und anderen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, alle Namen und Lebensdaten zu verzeichnen. Mit Hilfe des Militärs, von öffentlichen Einrichtungen, Gemeindeverwaltungen und Pfarreien, aber auch mittels Aufrufen in der Presse konnte bis 1923 die Sammeltätigkeit abgeschlossen werden. Am 2. Oktober 1927 wurden im Rahmen eines Festaktes die Prachtbände gesegnet und dem damaligen Landeshauptmann Stumpf übergeben. Sie wurden anschließend „an einem Ehrenplatz“ im Tiroler Landesarchiv allgemein zugänglich aufgestellt, ab 1959 in der Landesgedächtniskapelle im Museum der Tiroler Kaiserjäger am Bergisel untergebracht und sind dort in Vitrinen und im Tiroler Landesarchiv bis heute verwahrt. Nachdem die Bücher im Original nur erschwert benutzbar waren, das Interesse an personenbe-

Tiroler Ehrenbuch

Eines der sechs Blätter der Gemeinde Achenal. Häufig sind dies heute die einzigen biografischen und photographischen Hinweise auf verstorbene Kriegsteilnehmer, die nun in hervorragender Qualität zur Verfügung stehen. Bemerkenswert ist hier die Aufnahme einer als Krankenschwester ums Leben gekommenen Frau.

Jeder der insgesamt 120 großformatigen Bände mit den Sterbebildchen wurde mit einem künstlerisch gestalteten Blatt ausgestattet. Darin findet sich die Elite der damaligen heimischen Künstlerschaft: Albin Egger-Lienz, Albert und Rudolf Stolz, Alfons Walde, Tony Grubhofer, Thomas Wach, Wilhelm Nikolaus Prachensky (hier sein Blatt für Innsbruck-Stadt), Rudolf Glotz, Franz Köberl u.v.m.

zogenen Unterlagen in der Vergangenheit bereits groß war und aufgrund der Gedenkjahre stark angestiegen ist, hat das Land Tirol beschlossen, diese einzigartige Quelle zu digitalisieren, weitgehend zu erschließen und Online im Internet frei zugänglich zu machen. Damit wird auch die ursprüngliche Intention, die zur Anlegung der Sammlung geführt hat, mit zeitgemäßen Mitteln verwirklicht und der dokumentarische Wert der Materialien stärker in den Vordergrund gestellt.

Ein Teil der 120 Bände, die den Ersten Weltkrieg betreffen, enthält Personalfragebögen (Gedenkblätter) mit Stammdaten zu fast 25.000 Personen, denen in einigen Fällen Feldpostbriefe oder kurze Lebensskizzen beigelegt wurden. Analog zu den Gedenkblättern wurde – ebenso nach politischen Gemeinden und Bezirken gegliedert – eine Sammlung von Sterbe- oder Andenkenbildern zusammengestellt, die auf verschieden eingefärbte Kartons geklebt sind. Jedem dieser großformatigen Bände ist ein künstlerisch gestaltetes Originalblatt eingebunden. Nicht bei allen Personen konnte ein Sterbebild beigebracht werden. In solchen Fällen wurden handgeschriebene Ersatzkarten im Format der Andenkenbilder angefertigt und in das Album eingeklebt. Besonders für Verstorbene und Vermisste aus dem heutigen Trentino fehlt auch aufgrund anderer Bestattungs- und Traueritten der Großteil der Andenkenbilder und damit auch meist Fotografien der betreffenden Personen.

Spurensuche und Ergänzungsmöglichkeit

In der Europaregion Tirol dürfte es – wie generell in Mitteleuropa – kaum Familien geben, die nicht von den Kriegsauswirkungen erfasst wurden oder Tote zu beklagen hatten. Das Werk muss daher auch als Teil der Trauerarbeit und der Kriegsfolgenbewältigung der betroffenen Generation gesehen werden. Aber bereits früh wiesen Geschichtswissenschaftler auf den historisch-archivalischen Quellenwert der Sammlung hin. Es besteht mit der Realisierung dieses Projektes die einmalige Möglichkeit, nicht nur Detailinformationen zu Personen zu suchen, Tagebuchauszüge, Feldpostbriefe und vieles mehr zu lesen bzw. Photographien zu betrachten, sondern es besteht die Chance, den Bestand durch eigene Materialien zu ergänzen. Diese können zu Hause gescannt oder abfotografiert und in digi-



Tiroler Ehrenbuch

talisierter Form über die unten angegebene Internetseite eingebracht werden. Wer dafür die nötigen Kenntnisse und Einrichtungen nicht besitzt, kann sich an den Autor dieses Beitrags wenden, der sich als wissenschaftlicher Betreuer mit diesem Projekt befasst. Jeder Interessierte ist aufgefordert, auf diese Weise durch Dokumente aus dem

Familienbesitz oder eigener Sammlung das Bild zu vervollständigen, das wir von den bereits weit zurückliegenden Ereignissen haben und schriftliche wie fotografische Zeugnisse in digitaler Kopie der Nachwelt zu überlassen! ■

Bernhard Mertelseder



Die Internetadresse, unter der in das „Tiroler Ehrenbuch“ Einsicht genommen werden kann und wo auch ergänzende Materialien eingebracht werden können, lautet



<http://ehrenbuecher.tiroler-landesmuseen.at>

Mit der Digitalisierung und wissenschaftlichen Erschließung des Tiroler Ehrenbuches befasst sich Mag. Bernhard Mertelseder. Er ist erreichbar unter der Mailadresse Bernhard.Mertelseder@uibk.ac.at

Gesucht: Spuren aus dem Ersten Weltkrieg

DIE TIROLER LANDESMUSEEN UND DAS STADTARCHIV/STADTMUSEUM INNSBRUCK SUCHEN ERINNERUNGSSTÜCKE AUS DER ZEIT DES ERSTEN WELTKRIEGS

In vielen Tiroler Familien sind noch Erinnerungsstücke aus dem Ersten Weltkrieg erhalten. Vielleicht befinden sich bei Ihnen im Dachboden, im Keller oder auch an einem besonderen Aufbewahrungsort noch alltägliche Gegenstände, Kleidungsstücke, Spielzeug, Fotos, Dokumente, Feldpostbriefe, Tagebücher und ähnliche Dinge, die mit einem persönlichen Schicksal aus dieser Zeit verbunden sind oder eine besondere Geschichte erzählen.

Die Tiroler Landesmuseen zeigen von Mai bis Oktober 2015 eine Ausstellung, die sich mit dem Kriegsschauplatz Tirol und den Auswirkungen des Ersten Weltkriegs auf die Bevölkerung beschäftigt. Die Darstellung besonderer Erlebnisse und Ereignisse, die uns das Schicksal von TirolerInnen in den Kriegsjahren 1914 bis 1918 näher bringen oder ein Licht auf die Situation in Betrieben, Schulen und sonstigen Einrichtungen werfen, ist dabei besonders wichtig. Solche

persönlichen Erinnerungsstücke werden heute, 100 Jahre nach diesem Krieg, zu wichtigen Zeugnissen für die Allgemeinheit.

Deshalb veranstalten die Tiroler Landesmuseen gemeinsam mit dem Stadtarchiv/Stadtmuseum Innsbruck, der Universität Innsbruck/Institut für Geschichtswissenschaften und Europäischer Ethnologie sowie dem Zentrum für Erinnerungskultur und Geschichtsforschung eine

Sammelaktion

vom 23. bis zum 28. Juni 2014, jeweils von 9:00 bis 17:00 Uhr, im Museum im Zeughaus in Innsbruck, Zeughausgasse.

Wenn Sie uns Objekte, Fotos und Schriftstücke für die Ausstellung oder für eine wissenschaftliche Bearbeitung zur Verfügung stellen wollen, sind Sie

herzlich willkommen. Die Teams des Museums im Zeughaus, des Stadtarchiv/Stadtmuseum Innsbruck und der Universität Innsbruck freuen sich auf Ihr Kommen!

KONTAKT UND INFORMATION



zeughaus@tiroler-landesmuseen.at
www.tiroler-landesmuseen.at



www.zeg-ibk.at
www.uibk.ac.at/geschichte-ethnologie/institut/oesterreich/
www.innsbruck.gv.at/stadtarchiv
www.innsbruck.gv.at/stadtmuseum

Gedenkzug nach Galizien

NACHFAHREN VON KRIEGSTEILNEHMERN SIND ZUM MITFAHREN EINGELADEN.

Zum Gedenken an den Beginn des Ersten Weltkriegs vor 100 Jahren organisiert die Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino vom 16. bis zum 21. Oktober 2014 eine Zugreise nach Krakau/Polen. Von dort aus werden verschiedene Gedenkstätten und Kriegsschauplätze im ehemaligen Galizien besucht. In diesem heute auf Polen und die Ukraine aufgeteilten Kronland wurden schon zu Kriegsbeginn Tausende Soldaten aus dem ganzen alten Tirol Opfer eines Krieges, der jedes bis dahin bekannte Maß an Schrecken übertrafen hat. Neben SchülerInnen aus der Europaregion und VertreterInnen der Traditionsverbände sind auch Nachfahren, die bereit sind, ihre Erfahrungen an die SchülerInnen weiterzugeben, aufgerufen, an dieser sechstägigen Sonderfahrt teilzunehmen. Aufgrund des begrenzten Platzangebots ist die Teilnahme auf direkte Nachfahren bis zur 2. Generation (Kinder und Enkelkinder) beschränkt.

Interessierte melden sich bitte mit einem Bewerbungsschreiben. Bei der Auswahl der Nachfahren wird auf regionale Ausgewogenheit geachtet. Der Kostenbeitrag beträgt 120 Euro und beinhaltet die An- und Abreise im Liegewagen des Sonderzugs nach Krakau, drei Übernachtungen mit Frühstück in Polen sowie das Kultur- und Gedenkprogramm vor Ort.

BEWERBUNG UND INFORMATION

bis 4. Juli 2014 an: Land Tirol/Abteilung Repräsentationswesen, Silvia Pittracher unter Tel: 0512/508-2238
Fax: 0512/508-742235
E-Mail: silvia.pittracher@tirol.gv.at



Bild: Bildbox.com